

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 14/15

11. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Juli 1947

INHALT: Das Anwachsen der Marienverehrung — Die Gottesgebälerin — Das Idealbild der unbefleckt Empfangenen — Das siegreiche Vordringen der Lehre von der Immaculata — Die Auswirkung der Definition.

Bertrand Russel: Zu seinem neuesten Werke über die Geschichte der Philosophie des Westens.

Zur kirchlichen Lage im deutschen Protestantismus: Spannungen und Spaltungen — Ursache der Verwirrung — Kirchenamt — Kult und Liturgie — Sakramentale Frömmigkeit — Verhältnis zum Katholizismus.

Die katholische Kirche in Finnland: Der Hl. Stuhl in seinen Beziehungen zu Finnland.

Um die straflose Schwangerschaftsunterbrechung: Der Standpunkt des gewissenhaften Arztes — Die wichtigsten medizinischen Indikationen — Das Abtreibungsgesetz vor dem Zürcher Kantonsrat — Die russische Erfahrung in der Schwangerschaftsunterbrechung — Zum katholischen Standpunkt.

Verbrechen der tschechischen Revolution: Originalbericht eines Insassen des Konzentrationslagers von Kolin.

Das Anwachsen der Marienverehrung

Zu den Unbegreiflichkeiten der katholischen Entwicklung gehört für Aussenstehende ohne Zweifel das unaufhaltsame Wachstum der Marienverehrung, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich manchmal auch gutmeinenden Katholiken die Auffassung aufdrängt, dieser Marienkult sei doch fast übertrieben. Selbst der Theologe, der gewohnt ist, das Auf und Nieder des Lebensstromes in Dogma und Volksfrömmigkeit zu bewerten, steht zuweilen überrascht vor diesem Schauspiel ungeahnter Entwicklung, das sich durch die Jahrhunderte fort und fort entfaltet.

Fragen wir nach dem

Ausgangspunkt

dieser eigenartigen Erscheinung, so weist uns die katholische Lehre, wie bei allen Dogmen und religiösen Gebräuchen, auf die beiden Glaubensquellen hin: Hl. Schrift und kirchliche Ueberlieferung. Aber beide scheinen auf den ersten Blick für die geistige Gestalt Mariens nur Bescheidenes, fast Kümmerliches zu bieten. Dem oberflächlichen Leser der Hl. Schrift wird der innere Gehalt der wenigen Stellen, die über Maria handeln, kaum zum Bewusstsein kommen; ja es bedurfte auch für die gesamte Christenheit der Beihilfe der kirchlichen Tradition, um sie voll und ganz zu erschliessen. Diese zweite Quelle der Marienkunde, die Tradition, strömt zwar zu Beginn auch kärglich, um sich dann aber im Laufe der Jahrhunderte um so ergiebiger zu erweisen; da entwickelt sie dann die still verborgenen triebkräftigen Keime zu schönster Entfaltung. Der erste Keim sind die Symbola, die Glaubensformeln der Urkirche. Die Worte «geboren aus Maria der Jungfrau», die mit silberner Klarheit die jungfräuliche Geburt aussagen, wurden der Ausgangspunkt zu

genauer Formulierung sowohl der unberührten Reinheit wie der wahren Gottesmatterschaft Mariens.

Ein zweiter höchst interessanter Ausgangspunkt der Tradition liegt im urkirchlichen Kreise von Ephesus. Zwei der hervorragendsten Väter der alten Zeit erhielten in Ephesus ihre christliche Durchbildung: die heiligen Märtyrer Justin ¹⁾ († ca. 165) und Irenäus ²⁾ († ca. 200). Gerade durch sie ist jene Auffassung in der Christenheit heimisch geworden, die sich als ein äusserst fruchttragendes Samenkorn für die Marienlehre erwies: die Gegenüberstellung und doch auch wieder Gleichsetzung von Eva und Maria; beide Frauengestalten haben ähnliche Aufgaben, aber ihre Handlungsweise ist durchaus entgegengesetzt, die eine führt zum Tode, die andere zum Leben. Es wurde die Frage aufgeworfen, woher diese ephesinische Auffassung stamme. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man den ersten Keim dazu in dem so hochgeschätzten geistigen Führer dieser Kirche in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts sucht, im Apostel Johannes. Hier nahm er ja nach seiner Verbannung auf Patmos seinen Wohnsitz, sammelte um sich einen anhänglichen Jüngerkreis und beschloss hier sein Leben. Auch manche Andeutungen in den Schriften des Apostels lassen einen Zusammenhang mit der Evestellung Mariens im Heilswerk ahnen. So redet Jesus seine Mutter im Johannesevangelium zweimal an als «Weib» (auch im Orient für einen Sohn befremdlich, also von Jesus bewusst an Stelle des natür-

¹⁾ Dialog mit dem Juden Tryphon, Kapitel 100 — Migne P. G. 6, 709 ff.

²⁾ Gegen die Häretiker Buch III, Kapitel 21, Nr. 10 — Migne P. G. 7, 954. — Kapitel 22, Nr. 4 — Migne P. G. 7, 959. — Kapitel 19, Nr. 1 — Migne P. G. 7, 1175. — Erweis der Apostolischen Verkündigung, Kapitel 334, Bibliothek der Kirchenväter (Kösel); Irenäus Band II, Schlussteil Seite 24.

lichen «meine Mutter» gewählt). Beidemale, in Kana (Joh. 2, 4), wie am Kreuz (Joh. 19, 26) handelte es sich um Jesus als den Welterlöser, sodass wir auch für «Weib» nach einer messianischen Deutung ausschauen müssen. Die einzig mögliche positive Erklärung liegt darin, dass Jesus mit dieser Anrede auf Gen. 3, 15 verwies («Ich will Feindschaft setzen zwischen dir — Satan — und dem Weibe, zwischen deiner und ihrer Nachkommenschaft» etc.). Somit setzt schon das Johannesevangelium, wenn auch nur in Andeutungen, Maria und Eva, das in Gen. 3, 15 genannte «Weib» (eig.: Eva in einer aus ihrer Nachkommenschaft), in eins. Dasselbe geschieht in Offbg. Kp. 12. Dort zeichnet Johannes die Kirche als das sternenkranzte Weib, und zwar mit Zügen, die teils aus Gen. 3, 15 (so V. 9), teils von Maria (12, 5) genommen sind. Auch hier schaute er somit Eva und Maria in übernatürlicher, geheimnisvoller Einheit. So darf man wohl die begründete Vermutung aufstellen, dass dieser zweite wichtige Grundsatz der Marienlehre aus der allerersten christlichen Generation stammt. Er ist für die Kenntnis der Stellung der Gottesmutter von grösster Tragweite gewesen. Schon von den Vätern wird er immer wieder erwähnt, bei den Scholastikern beginnt er seine Fruchtbarkeit zu beweisen und in unserer Zeit wird er zum Schlüssel, der die Reichtümer der Marienkunde weiter und weiter eröffnet.

Versuchen wir nun, uns ein Bild zu machen, welche Entfaltung diese winzigen Keime genommen haben. Wir werden mehrere Etappen feststellen müssen; die erste ist

Die Gottesgebäuerin.

Die von Anfang an vorhandene, aber still bescheidene Verehrung und Liebe des Christenvolkes zur Gottesmutter wurde erst zu Beginn des 5. Jahrhunderts in ein helles Licht gerückt, als Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, ihr den Titel «Gottesgebäuerin» verweigerte. Da ergriff eine gewaltige Erregung die ganze katholische Welt. Als die Bischöfe des Ostens auf dem Konzil von Ephesus — merkwürdig, wieder die Johannesstadt! — versammelt waren, um über die Glaubensfrage zu entscheiden, hatte sich eine unabsehbare Volksmenge vor der Konzilskirche eingefunden. Der hl. Cyrillus von Alexandrien, der im Auftrag des Papstes den Vorsitz führte, schrieb in einem Brief an seine Gemeinde über die denkwürdigen Vorgänge: «Die ganze Stadtbevölkerung stand da in Spannung vom Morgen bis zum Abend und harrete auf das Urteil der Synode. Als man vernahm, der Unglückselige (Nestorius) sei abgesetzt, brach die Menge in einen Beifallsturm aus, beglückwünschte die heilige Synode und pries Gott, dass der Feind des Glaubens gestürzt sei. Als wir die Kirche verliessen, begleitete man uns mit Fackeln zu unsern Wohnungen. Es war später Abend: die ganze Stadt strahlte in Licht; die Frauen gingen vor uns her mit Räucherpfannen von Weihrauch. Gott der Herr hat seine Allmacht gezeigt gegen jene, die seinen Namen lästern.»³⁾

Jetzt kam die öffentliche feierliche Verehrung in ganz neuen Fluss. In den nächsten Jahrzehnten erklingen auf allen Kanzeln der Bischofsstätte des Ostens prachtvolle Predigten über die Schönheit und Herrlichkeit Mariens, deren Nachklang noch heute die östliche Liturgie festhält.

Eine zweite Etappe setzt ganz allmählich im Westen der Christenheit ein. Der hl. Ambrosius von Mailand ist ihr Vorläufer und Wegbereiter. Er zeichnet in seinen Schriften zum erstenmal das liebevolle Bild Unserer Lieben Frau in ihrer Bescheidenheit, Reinheit und Güte. Wenn wir in seinen Schriften mehrfach eine so ehrfürchtige Stellung gegenüber dem fraulichen Wesen finden, so hängt das wohl mit seinem tiefen Eindringen in den seelischen Reichtum Mariens zusammen. Die Prediger, die den jungen germanischen Völkern die Geheimnisse des Christentums nahebrachten, griffen mit Freude diese Seite des Marienbildes auf: die Gottesmutter in ihrer Tugendsamkeit und mütterlichen Güte. In der karolingischen Zeit dürfen wir schon eine erste Blüte dieser neuartigen Anschauung erblicken. Ein Sohn des hl. Benedikt, entsprossen aus langobardischem Adel, Paulus Diaconus, ist es, der uns in diesem Geiste (die Perle aller Mariendichtungen geschenkt hat, das «Ave Maria stella». In der Folgezeit trugen vor allem zwei einflussreiche Orden dieses Bild Unserer Lieben Frau in die Lande: die Prämonstratenser und die Zisterzienser. Letztere machten es sich zur feststehenden Regel, alle ihre Kirchen auf den Titel Mariens zu weihen; so waren bald alle Gauen Mitteleuropas mit Marienkirchen übersät. Die Homilien ihres grössten Sohnes, des hl. Bernhard, die so ergreifend und geistvoll Mariens mütterliche Gestalt schildern, wurden durch sie zum Gemeingut aller Gebildeten. Es ging eine immer höher steigende Welle der Freude über die Herrlichkeit Unserer Lieben Frau durch die katholische Welt. Wenngleich diese Periode nicht dogmatische Neuerkenntnisse zeitigte, so prägte sie doch die Marienandacht derartig tief in das christliche Gemüt, dass dieses nun in Stand gesetzt wurde, auch gegen die wissenschaftliche Meinung vieler Theologen weitere Entdeckungen in dem von Gott entworfenen Marienbilde zu machen; ist ja dieses Marienbild der Christenheit in einem verhüllten Zustand übergeben worden, damit das fromme Suchen und Forschen unter der Führung der Kirche seine Schönheit von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr entschleierte.

Das Idealbild der unbefleckt Empfangenen

Es zeigte sich diese Entdeckerfreude schon im hohen Mittelalter. Es dürfte wohl nicht reiner Zufall sein, wenn unter dem fast allgemeinen Widerspruch der übrigen Theologenschulen eine bedeutende Gruppe der Franziskaner die Unbefleckte Empfängnis verteidigte; hatten sie doch gemäss ihrer Ordensformung ein eigenes Gespür für die Werte des christlichen Gemütes. Nachdem von ihren Lehrern Scotus, Mayronis u. a. im 14. Jahrhundert die notwendige theologische Unterscheidung bezüglich der schwierigen Frage dargelegt war, drängte in der Folge das Volk unaufhörlich zu diesem strahlenden Ideal der Immaculata hin. Schon zur Zeit des Konzils von Trient (1545—1563) hatte die Ueberzeugung von der Makellosigkeit Mariens im Bewusstsein des christlichen Volkes eine so starke Front gewonnen, dass es den Gegnern nur mit Mühe gelang, eine öffentliche positive Erklärung des Konzils zugunsten der Unbefleckten Empfängnis zu verhindern. Die Kirchenversammlung begnügte sich dann damit, in ihrem Dekret über die Erbsünde hervorzuheben, dass es über Maria nichts aussagen wolle.

³⁾ Der Brief des hl. Cyrillus von Alexandrien wird gebracht in der neuen Kirchengeschichte: A. Fliche et V. Martin, Histoire de l'Eglise, Band 4, Seite 182. Erschienen bei Bloud & Gay, 1939, Saint-Dizier (Haute Marne).

Wir machen uns heute nur schwer eine Vorstellung von dem schwungvollen ritterlichen Geiste, der nunmehr die junge Generation der Katholiken beseelte, um das wunderbare Privileg der Immaculata immer weiter ans Licht zu tragen. Allen voran Spanien, wo die Könige eigene Theologen anstellten, die durch Schriften und Beratungen eine baldige Entscheidung der Kirche vorbereiten sollten. Aber auch die grossen Scharen der Studierenden an den Universitäten von Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Italien entfalteten eine rührige Tätigkeit, um im Volke die heilige Sehnsucht nach der Ehrung der Unbefleckten zu entfachen. In nicht wenigen Schulen war es Gebrauch, dass die Kleriker nach der Priesterweihe sich eidlich verpflichteten, die Unbefleckte Empfängnis im Geiste der Kirche ihr Leben lang zu verteidigen. Die Zeit des sog. «katholischen Barocks» ist ganz durchwoben von heissem Verlangen, die Immaculata geehrt zu sehen.

Der feindliche Gegenstoss

Ehe das ersehnte Ziel erreicht war, sollte ein gewaltiger Rückschlag das ganze kirchliche Leben niederbeugen. Ganz im Stillen wuchs in Frankreich der *Jansenismus* auf, der eine kühle, ängstliche Zurückhaltung Gott und allem Himmlischen gegenüber pflegte und darum auch einer kindlich vertrauenden Verehrung der Gottesmutter auf die Dauer nicht hold sein konnte. Ein Kölner Konvertit, Widenfeldt, gab im Jahre 1673 eine lateinische Schrift heraus, «Heilsame Ermahnungen der seligsten Jungfrau an ihre unerleuchteten Verehrer», die ganz diesem Geiste entsprungen war und ihn in weite Kreise der Gebildeten trug. Da lässt der Verfasser die Gottesmutter jene ihrer Verehrer scharf tadeln, die recht warm und herzlich auf sie vertrauten; so lässt er sie sagen: «Zähle dich nicht zu den Auserwählten deshalb, weil du irgend eine Verehrung zu mir hast, sofern du die Liebe nicht hast . . . Du sollst mir nicht mehr Zeit und Gebet schenken als Gott. Dein Lobpreis sei einfach, nicht unbestimmt. Ein Lob, das mir für meine Person dargebracht wird, ist eitel.» Solch einseitige, teils falsche, immer schulmeisterlich strenge Mahnungen mussten wie Reif auf die Frühlingsblumen fallen, und sie taten ihre Wirkung. Auch gut katholisch gesinnte Gelehrte, wie der Geschichtsforscher Muratori, liessen sich von solchem Geiste einschüchtern.

Unterdessen war eine noch weit gefährlichere Bewegung erwacht, die *Aufklärung*. Sie zog die übernatürliche Offenbarung vor das Gericht der menschlichen Vernunft und verurteilte, was ihr nicht nach dem Sinne stand, selbstverständlich auch eine warme Marienverehrung. In der auf Betreiben von fürstlichen Aufklärern gehaltenen Synode von Pistoja 1786 wurden diese Gedanken zusammengefasst und in das kirchliche Leben hineingezwängt. Zwar verurteilte Pius VI. die anmassenden Sätze der Synode, aber das schleichende Gift der Entfremdung von aller warmen Liebe zum katholischen Glauben, insbesondere zur Gottesmutter, war schon tief in die Adern des Körpers eingedrungen. Die Folgen für die Marienverehrung mussten verhängnisvoll sein. Sie lebt ja immer aus der Fülle katholischen Glaubens und Fühlens; darum muss sie zusammensinken, wo man das gesunde Glaubensleben einschnürt. Gegen Ende des 18. Jahrh. gingen nicht nur stattliche Gewalten in Oesterreich und Bayern gegen Wallfahrten, marianische Bruderschaften, Rosenkranz und Skapulier

vor, auch von Seiten mancher Bischöfe zeigte sich ein bedenkliches Nachgeben gegen den Zeitgeist, indem man auffallende Beschränkungen in den überkommenen Marienfesten und Andachtsformen verfügte.

Das siegreiche Vordringen der Lehre von der Immaculata

Ehe noch die Sturmflut der Französischen Revolution und der nachfolgenden Kriege alles höhere geistige Leben zum Stillstand brachte, hatte sich in Italien als Verteidiger der Rechte Mariens ein Gelehrter und Heiliger erhoben, der als Stern erster Grösse am Firmament der Kirchengeschichte leuchtete, *Alfons von Ligori*. Mit der ganzen Glut seines ritterlichen Herzens trat er in Predigten, Schriften und Volksliedern, die er selbst dichtete und vertonte, für die Ehre der Gottesmutter ein. Wenn das katholische Volk in Italien in den Stürmen der Zeit nichts von seiner kindlichen Marienliebe einbüsste, so ist das wohl in erster Linie seinem Wirken zuzuschreiben. Seine Schrift «Gloria di Maria» ist so tief durchdacht und so solid in der Patristik begründet, dass es Jahrzehnte lang eine erneuernde Wirkung in Theologen- und Laienkreisen ausübte.

Diese Saat wartete nur auf den kommenden Frühling nach dem Vorüberbrausen des furchtbaren Unwetters. Mit der Neuordnung des bürgerlichen und politischen Lebens brach auch in der Zeit der Romantik das Sprossen der Marienliebe wieder hervor. Jetzt endlich sollte das lange Rufen und Beten der früheren Geschlechter Erfüllung finden; die Zeit wurde reif für die Definition der Unbefleckten Empfängnis. Die tiefe Dankbarkeit, die Pius IX. im Herzen trug gegen seine himmlische Mutter, die ihm Gesundheit und Priesterberuf geschenkt hatte, veranlasste ihn zu einer Rundfrage über den Glauben an die Unbefleckte Empfängnis bei allen Bischöfen des Erdkreises. Das Ergebnis zeigte eine überraschende Einhelligkeit. Darauf schritt der Papst am 8. Dezember 1854 zur feierlichen Definition. Es war dies eine Stunde von überwältigendem Eindruck; da fühlten die vierzigtausend in St. Peter Versammelten, wie das schwache Menschengemüt zu versagen droht unter der Grösse des Augenblicks. Hören wir die Schilderung des Vorganges:

Nachdem das ganze Volk das *Veni creator Spiritus* gesungen hatte, erhob sich der Statthalter Christi und las mit voller, wohltönender Stimme in lateinischer Sprache also: «Nachdem wir ohne Unterlass Gott dem Vater durch seinen Sohn in Demut und Fasten unser und der Kirche Gebet dargebracht, damit er unsern Sinn durch die Kraft des Hl. Geistes lenke und stärke, erleben wir jetzt den Beistand des ganzen himmlischen Hofes, rufen inständig den Beistand des Hl. Geistes auf uns herab, und erklären, verkündigen, definieren mit seiner Hilfe zu Ehren der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit, zur Verherrlichung und zum Preise der jungfräulichen Mutter Gottes, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, im Namen der heiligen Apostel Petrus und Paulus und in dem unsrigen, wie folgt: Die Lehre . . .» Hier stockte der Hl. Vater vor Ergriffenheit, und vor lautem Schluchzen versagte ihm die Stimme. Er warf einen Blick nach oben, wandte sich nach rechts und links zu den weiten Scharen, deren Blicke auf ihn gerichtet waren. Nach einigen Augenblicken konnte er sich wieder fassen und fuhr

fort: «Die Lehre, dass die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch ein besonderes Gnadenprivileg des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechtes, von aller Makel der Erbsünde unversehrt erhalten wurde, ist von Gott geoffenbart und deshalb fest und standhaft zu glauben.»⁴⁾

Damit glänzte ein Juwel auf in der irdischen Ehrenkrone, die die heilige Kirche im Laufe der Jahrhunderte nach Gottes Willen zur Himmelskönigin fertigen muss. Nach zähem, langem Ringen war das Werk geglückt.

Die Auswirkung der Definition

Wie die erste feierliche Glaubensverkündigung einer Marienlehre die katholische Welt, besonders jene des Ostens, in freudige Bewegung gesetzt hatte, sodass die Erregung Jahrzehnte lange nachschwang, so geschah es wieder in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Ein ganz neuer Auftrieb zu froher Marienliebe ging durch die Herzen. Als dann vier Jahre später nach der Definition ganz überraschend die auffallenden

⁴⁾ Die Vorgänge bei der Definition der Unbefleckten Empfängnis bei Ludwig Kösters S. J., Maria die unbefleckt Empfangene. Geschichtlich-theologische Darstellung. Regensburg, 1905.

Wunderheilungen in Lourdes begannen und sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verstärkten, war das wie ein Signal zu einem wahren Siegeszug der Immaculata durch die Lande. Eine Erneuerung der Mutter-Gottes-Andacht setzte ein, die jener des 16. und 17. Jahrhunderts würdig an die Seite tritt.

Es hat den Anschein, dass wir in unsern Tagen auch eine lehramtliche Auswirkung der Immaculata-Lehre erleben sollen: die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel erscheint im Vordergrund des katholischen Bewusstseins, und die Lehrgewalt des Stellvertreters Christi schiebt sich wiederum an, die Auffassung aller Bischöfe des Erdkreises zu erfragen. In der Tat ist ja der Idee nach die «Assumptio» die letzte Folgerung des Immaculata-Privilegs: Sie, die niemals, auch nicht einen Augenblick unter der Gewalt der Sünde stand, wie sollte sie den Triumph der Sünde, die Vollherrschaft des Todes in der Verwesung des Leibes, an sich erfahren haben? Wenn die Grosstat dieser neuen Definition Wirklichkeit wird, dann vollendet sie das grandiose Gemälde, das die Uroffenbarung zeichnet: Todfeindschaft zwischen dem Weibe und der Schlange mit dem Schlussakkord des vollen Sieges über die Schlange.

So stehen wir nunmehr wohl wiederum vor einer erhebenden Wendung des dramatisch bewegten Schauspiels der ständig wachsenden Marienverehrung.

Bertrand Russell

Im gleichen Jahre, in dem Aldous Huxley's geistreiches Buch für Gott und den Geist und gegen die Götzen der Technik und des «Fortschritts» erschien (s. Nr. 12/13, S. 117 f., «Ein Gottsucher auf Irrwegen»), kam, gleichsam als Gegenstück dazu, das neueste Werk von Bertrand Russell *) heraus.

Man beendet die Lektüre dieses Buches mit sehr gemischten Gefühlen. Der greise Philosoph ist nicht mehr das, was er einmal war, und die grossen Leistungen der «Principia Mathematica», der «Erkenntnis der Aussenwelt», der «Analyse des Geistes», sind ohne Zweifel vorbei. Ein bedeutender philosophischer Wurf ist dieses Buch gewiss nicht: ein trauriges Schicksal des Alters.

Ich muss aber gestehen, dass ich die vernichtenden Besprechungen in der Fachliteratur — so z. B. R. Ratners Aufsatz im amerikanischen Journal of Philosophy — mit wenig Freude gelesen habe. Wahr ist es schon, was man da über Russell schreibt, dass er die meisten Philosophen, die er behandelte, gründlich missverstanden hat. Aber mit einem Greis sollte man doch etwas weniger hart verfahren. Ich werde es auch selbst hier versuchen, trotz des grossen Uebels, das seine Lebensarbeit hervorgebracht hat.

Russell gilt als eine Art moderner Voltaire; ein persönlicher Feind Gottes und der Religion ist er ganz bewusst. Kein einziger Denker der Gegenwart hat so wenig Verständnis für religiöse Werte, kein einziger von den heutigen Philosophen, die diesen Namen verdienen, ist so wertblind auf dem Gebiet des Religiösen und der Moral, wie er. Nicht nur huldigt er immer noch der uns heute so lächerlich und veraltet anmutenden Theorie des religiösen Moralismus (Religion eine Art schlechter Moral) und der Mythustheorie (Religion der Inbegriff von theo-

retischen Mythen), er hat sogar, und zwar im Gegensatz zu andern solchen Gegnern des Christentums (wie Brunschwig oder Natop) überhaupt keinen Platz für das Religiöse: es ist ihm der Feind der Güte und Anständigkeit in der modernen Welt («enemy of kindness and decency in modern World») und nichts weiter.

In der Moral ist Bertrand Russell ein Feind der christlichen Ehe, über die er Wunderliches geschrieben hat. Damit kommen wir vielleicht zu einem Punkt, der möglicherweise ausschlaggebend ist: der Philosoph ist sehr wenig über sexuelle Triebe erhaben. Es ist mir wirklich peinlich, darüber zu schreiben, um so mehr, weil ich kein Freund der psychoanalytischen Methoden in der Geschichte der Philosophie bin. Man hat aber Russell noch nicht verstanden, wenn man das nicht verstanden hat.

Und doch ehren wir ihn alle als einen grossen Denker, aus dessen Werk eine Fülle von Anregungen für uns alle kam. Er mag auf religiösem Gebiet blind sein. Wir dürfen, ja wir müssen seine moralische Einstellung verwerten. Aber seine theoretischen Leistungen, besonders die der ersten Periode, sind grossartig genug, um ihm einen dauernden Platz in der Geschichte des europäischen Denkens zu sichern. Nicht zu Unrecht, obwohl vielleicht nicht gerade mit musterhafter Bescheidenheit, widmet der Philosoph sich selber ein Kapitel in seinem letzten Buch. Er ist, ohne Zweifel, einer der führenden Philosophen unserer Zeit.

Den meisten kontinentalen Europäern wird er wohl nur von seiner antireligiösen und ethisch «reformistischen» Seite her bekannt sein: nicht weniger als 17 seiner Werke wurden ins Deutsche übertragen. Von seinen grossen Leistungen aber, ja vom ganzen Zusammenhang der geistigen Lage, in welcher er mit seinem Meister Moore und seinen Kollegen Whitehead, Laird, Broad und anderen dem Idealismus den Kampf erklärt hat, weiss man sehr wenig. Es wird deshalb nicht ohne Bedeutung sein, wenn wir uns eine Weile dabei aufhalten.

*) Bertrand Russell, History of Western Philosophy, London, Allen & Unwin 1946, 916 S.

Um die Jahrhundertwende war das «hohe» akademische Denken in Grossbritannien (wie übrigens auch in Amerika) durch den Idealismus beherrscht. Selten hat diese philosophische Richtung eine so grosse Anzahl bedeutender Vertreter gehabt; ich nenne nur den Amerikaner Royce, die Engländer McTaggart und Bosanquet — vor allem aber Bradley, zweifellos der grösste Hegelianer aller Zeiten. Wenn ich ihn, sagen wir, mit Croce vergleiche, ohne von den neueren Deutschen und Franzosen zu sprechen, kann ich nicht umhin, ihm den ersten Platz einzuräumen. Er war ein gewaltiger Denker. Es liegt etwas Wuchtiges in seiner allumfassenden Synthese, die, auf geduldiger Kleinarbeit aufgebaut, bis zum monistischen Gott aufsteigt, alle möglichen Systeme — auch den Pragmatismus, selbst den krassesten Empirismus — gastfreundlich aufnehmend und über sie hinauswachsend. Um die Jahrhundertwende gab es praktisch keine Philosophen in Grossbritannien, die nicht auf die eine oder andere Weise durch Bradley und seine Schule beeinflusst waren. Russell war es auch.

In dieser Zeit beginnt aber der Durchbruch. Es haben dabei auch deutsche Einflüsse mitgewirkt, z. B. Meinong; aber vor allem hängt die Bewegung an einem Mann, dem Nestor der englischen Philosophie, George Edward Moore. Moore war es, der 1903 (also ein Jahr nach den Meinongschen «Annahmen») im «Mind» die «Refutation of idealism» schrieb, den bahnbrechenden Artikel, mit welchem eine neue Periode beginnt. Ihm hat sich auch Russell angeschlossen. «In den Grundfragen der Philosophie ist meine Stellung von der G. E. Moores bestimmt», sagt er selbst. Aber der Neorealismus hätte wahrscheinlich ohne Russell nicht den Erfolg gehabt, den er tatsächlich erreichte. Dank ihm, dank der Wucht seiner Ueberzeugung, seines Genies der Analyse und seiner kolossalen Arbeitskraft schritt der Neorealismus rasch zum vollständigen Sieg. Der Idealismus existiert in Grossbritannien nicht mehr: selten wurde in so kurzer Zeit eine grosse philosophische Schule so schnell erledigt. Russell verdanken wir, neben Moore, den Sieg des Realismus.

Es gibt vielleicht wenig Laien, denen es klar ist, was das bedeutet. Ich möchte in diesem Zusammenhang an die Worte Maritains erinnern, nach dem der Idealismus eine gewaltige geistige Festung ist, die der Geist mit seiner ganzen Kunst gebaut hat, um sich vor der Realität Gottes zu verteidigen. Und tatsächlich ist es so: so lange der Idealismus im menschlichen Denken herrscht, ist jeder Versuch, den christlichen Gottesgedanken einzuführen, aussichtslos. Viel weniger gefährlich sind nicht nur alle unsere Existentialismen, auch alle Positivismen, Szientismen und Materialismen — schon deshalb, weil sie leichte Philosophien sind, die unter gewissen Umständen leicht fallen mögen —, während der Idealismus eine grosse und stolze Philosophie ist. Um 1900 war das europäische Denken fast vollständig durch den Idealismus beherrscht. Seitdem wurde seine Herrschaft gebrochen durch James in Amerika, durch Bergson in Frankreich, später durch die aus der Phänomenologie ausgehenden Richtungen in Deutschland. In England ist dies zum grossen Teil das Werk Russells.

*

Bis gegen das Jahr 1920 reicht die erste Periode Russells. Er ist in dieser Zeit nicht nur Realist, sondern auch ein ausgesprochener Platoniker. Es gibt für ihn Universalien; die Mathematik ist eine platonische Schönheit, die grossen Probleme der klassischen Philosophie werden, wenigstens in theoretischer Hinsicht, eingehend behandelt. Ich selber pflege Russells «Probleme der Philosophie» den Studenten des ersten Jahres zu geben: tatsächlich kenne ich keine bessere Einleitung in den Problemerkreis der wirklichen Philosophie, als dieses wunderbar klare und doch präzise kleine Werk. Doch ist die Bedeutung Russells damit keineswegs ausgeschöpft. Sein grösstes Werk — extensiv und als geistige Leistung — sind die «Principia Mathematica», der gewaltige Versuch, die ganze Mathematik aus wenigen rein logischen Prinzipien in strikten mathematisch-logischen Beweisgängen zu deduzieren. Dieses Werk hat Russell nicht allein geschrieben: es arbeitete mit ihm daran der Mann, den viele für den grössten Denker der Gegenwart halten, Alfred North Whitehead. Aber die Grundideen sind Russells Ideen. Die «Principia» sind eine Art Bibel aller Logiker unserer Zeit. Man hat

viel daran verbessert, und die Entwicklung war gewaltig seit dieser Zeit vor 30 Jahren; aber das Grundwerk ist es doch geblieben. Schon deshalb müsste man Russell zu den grössten Philosophen des 20. Jahrhunderts zählen.

Dann aber kommt die zweite Periode. Die Mathematik ist unserem Philosophen nicht mehr die erhabene Schönheit: sie wird zum schlichten Werkzeug der Naturwissenschaften. Die Universalienfrage erscheint ihm als unlösbar. Das Dasein der materiellen Dinge wird in logische Konstruktionen aufgelöst: nur die «Sinnesdaten» sind geblieben. Diese Sinnesdaten verlieren ihren materiellen Charakter. Eine Art «neutraler Monismus», wie bei James, wird jetzt gepredigt: zwischen dem Physischen und dem Psychischen gibt es eigentlich keinen wesentlichen Unterschied. Alles hängt von der Weise ab, in welcher die Sinnesdaten gruppiert sind; werden sie im Gehirn zusammengestellt, dann haben wir ein psychisches Phänomen. Ein merkwürdiges Schicksal! Gerade um die Zeit, da Whitehead sich aus seinen mathematischen und physischen Forschungen zur reinen platonischen und religiösen Metaphysik erhebt, da er die Welt durch sein allumfassendes System in Erstaunen versetzt, gleitet Russell weiter und weiter in die Ebene des Positivismus hinunter. Ganz Positivist ist er nie geworden. Auch Materialist ist er kaum: In einem interessanten Aufsatz, den er im letzten Jahre im Kampfblatt der englischen «Rationalisten» veröffentlichte, sagt er wörtlich, dass der Materialismus heute leider im grossen und ganzen unhaltbar sei, dass aber einige seiner wichtigsten Lehren (dabei meint aber Russell vorzüglich die Abhängigkeit der Seele vom Leib) sich noch verteidigen liessen.

Leider kann ich hier auf andere Gebiete, auf welchen Russell wirkte, nicht eingehen. Es ist wohl bekannt, dass er Pazifist ist, deswegen sogar einige Monate im Kerker verbracht hat. Ebenso ist bekannt, dass er nach seiner Moskaureise ausgesprochener Antikommunist wurde, und manches andere mehr.

*

Vor kurzem ist sein neuestes Buch erschienen: sein vierzigstes Werk, soweit ich sehen kann. Ob es das letzte ist, wissen wir nicht, denn die Vitalität des greisen Philosophen ist erstaunlich. Die erste Auflage war in kürzester Zeit vergriffen. Auch die 30,000 Exemplare, die dank einer besonderen Massnahme der Papierkontrollstelle jetzt gedruckt werden sollen, sind, wie es scheint, bereits alle vorbestellt. Eine deutsche Ausgabe soll demnächst in der Schweiz erscheinen. Ohne Zweifel werden auch andere Länder bald ihre Uebersetzungen haben. Auf philosophischem Gebiet ist Russells Geschichte der abendländischen Philosophie ohne Zweifel ein Bestseller.

Und es ist kein Wunder, selten habe ich eine so reizende und interessante Geschichte der Philosophie gelesen. Russells neuestes Werk ist ein spannendes Buch, das sich liest wie ein Roman. Vielleicht nicht gerade wie ein Kriminalroman (obwohl auch solche Akzente nicht fehlen), aber doch wie ein spannender Liebesroman. Um Liebe — natürlich nicht um den platonischen Eros, noch weniger um die christliche Agape —, sondern um ganz einfache sexuelle Liebe geht es ja auch oft in diesem Buch. Überall, wo Frauen auf den Plan treten, wird das Interesse des Lord Bertrand Russell wach. Wer von uns hätte dem hl. Hieronymus ein Kapitel in einer so kurzen Geschichte der Philosophie gewidmet? Aber der hl. Hieronymus hat mit vielen vornehmen (und vermutlich schönen) Damen brieflich verkehrt; er muss also behandelt werden. Natürlich wird der hl. Augustinus noch viel eingehender erörtert, um von Rousseau ganz zu schweigen; Byron wird merkwürdigerweise in den Philosophenrang erhoben. Mit einem Wort: alles, was nur Gelegenheit bietet, interessante Anekdoten zu erzählen, wird gründlich und wissenschaftlich besprochen. Ein interessantes Buch. Ich möchte noch sagen, dass es ziemlich anständig ist; keine Schundliteratur. Nur eine schöne Anekdotensammlung, zwar nicht gerade für junge Mädchen, aber im grossen und ganzen fein und ziemlich nett.

*

Kommen wir zum Inhalt. Ich habe bereits erwähnt, dass die Fachliteratur das Buch ziemlich streng beurteilt hat, und mit Recht, wie mir scheint. Russell selbst sagt in seiner Einleitung, dass ein Buch dieser Art schwach sein muss. Das wissen alle, die ähnliche Kompendien geschrieben haben, nur zu gut. Es ist

einfach unmöglich, eine Geschichte der Philosophie — der ganzen europäischen Philosophie — anständig zu schreiben, auch wenn man das ganze Leben daran gearbeitet hat, was bei Russell gar nicht der Fall ist. Deshalb soll man nicht Kleinigkeiten tadeln. Ich bin auch nicht der Meinung, dass der «Tablet» mit seinem Angriff auf die Russellsche Kritik der thomistischen Gottesbeweise das Richtige getroffen hat. Zwar ist Russells Kritik so unwissenschaftlich und oberflächlich wie nur möglich (es werden dem hl. Thomas anscheinend moderne Einwände gemacht, die er selbst besser formuliert hat) — aber das ist nun einmal unvermeidlich in solchen Büchern. Weder Spionza noch James wurden je besser behandelt. Ich fürchte auch sehr, dass die Kantianer ganz und gar mit der Behandlung Kants unzufrieden sein werden.

Man muss also tiefer sehen und das Buch als Phänomen betrachten: als einen Zeiger, der die Stimmung der antichristlichen Philosophen im Jahre 1946 angibt. Wenn man das Werk unter diesem Gesichtspunkt liest, kommt man zu folgender Feststellung: Das Buch ist ein schlagender Beweis eines bedeutenden Erfolges des katholischen Gedankens. Ich hatte Lord Bertrand Russell immer sehr lieb. Für dieses Buch bin ich ihm aber als Katholik und Thomist tief dankbar, denn wenige Gegner haben uns ein so angenehmes Zeugnis gegeben wie er. Man bedenke nur: das katholische Denken, der katholische Gedanke existierte für die meisten französischen, englischen und deutschen Philosophen vor 25 Jahren überhaupt nicht. In jedem landläufigen Handbuch der Geschichte der Philosophie gab es einen Abschnitt über die antike Philosophie, einen anderen über die moderne, und zwischenhinein zwei oder, wenn es hoch ging, fünf Seiten, auf denen man kurz berichtete, dass zwischen diesen zwei Perioden ein dunkles Mittelalter existierte, in welchem zwar der Streit der Nominalisten mit den Realisten zu notieren wäre, sonst aber nichts. Im grossen, flachen und leider so verbreiteten Werk von Durant gibt es über den katholischen Gedanken des Mittelalters überhaupt nichts. 1920 war es bereits nicht mehr so schlecht wie zur Zeit, als Cousin in der philosophischen Gesellschaft berichtete, er habe ein Buch eines gewissen Thomas von Aquin in einem Antiquariat gefunden, und zwar ein ziemlich interessantes Werk. Aber viel besser war die Lage nicht: man wollte von uns nicht sprechen. Die ganze gewaltige Denkarbeit des Christentums, die grossen philosophischen Leistungen, angesichts deren die besten heutigen Metaphysiker nur Schüler sind, wollte man verschweigen. Heute kann und will man das offenbar nicht mehr.

Das Werk Russells zerfällt in drei Teile: Altertum, Katholische Philosophie und Neuzeit. Zwar ist der Teil über die katholische Philosophie noch viel zu kurz — nur 190 Seiten von 864 — aber er ist doch da. Und er behandelt unsere Philosophie ernst, mit Sachkenntnis, wenigstens äusserlich. Es wird über den hl. Thomas nicht nur Persönliches im Zusammenhang der geschichtlichen Lage berichtet, sondern es wird auch ein ziemlich oberflächlicher, aber doch reichhaltiger Aufriss des Systems gegeben. Dasselbe gilt von mehreren andern christlichen Denkern. Eines ist evident: die geduldige, jahrzehntelang dauernde Arbeit unserer Forscher, der Grabmann, Mandonnet, Ehrele, Pelster, Gilson, Michalski und anderer hat zu dem Erfolg geführt, dass man das Mittelalter nicht mehr verschweigen kann.

Russell war sich dieser Tatsache bewusst und hat daraus die Konsequenzen gezogen.

Das ist aber noch nicht alles. Die katholische Philosophie wird zwar ablehnend, aber dennoch mit einer gewissen Sympathie besprochen. Lord Bertrand Russell hat ein Verständnis nicht nur für die historische Bedeutung des Aquinaten, «Thomas», so schreibt er, «ist nicht nur von historischem Interesse, sondern übt auch einen lebendigen Einfluss aus wie Plato, Aristoteles, Kant und Hegel», und in diesem Zusammenhang die für viele so merkwürdig klingende Aussage: «tatsächlich mehr als die beiden letztzitierten» (474). Und das ist wahr. Schade, dass wir dies uns von einem Gegner sagen lassen müssen, dass so viele Katholiken ganz verzweifelt zu sein scheinen bezüglich der Macht unseres eigenen Gedankens. Dass aber Russell so etwas schreiben kann, verdanken wir unseren systematischen Denkern, von denen an erster Stelle Gilson, und nach ihm Maritain und Garrigou zu nennen sind. Tatsächlich gilt heute Maritain in Amerika wenigstens als ein Klassiker der gegenwärtigen Philosophie (so z.B. bei Runes und in vielen Handbüchern), und Gilson hat durch sein «Gifford Lectures» einen sehr ersten Einfluss in Grossbritannien ausgeübt.

Russell beschränkt sich nicht auf die Konstatierung der historischen Grösse und der aktuellen Bedeutsamkeit des Aquinaten. Er steht ihm in verschiedener Hinsicht selbst ziemlich nahe. Seine Anerkennung des Genies ist echt. «Wären auch alle seine Lehren falsch, die Summa wäre nichtsdestoweniger ein imposantes intellektuelles Gebäude» (483). Aber das ist für Russell noch nicht alles. Er ist selbst, wie der hl. Thomas, ein Objektivist, ein Gegner des Pragmatismus, ein Feind des Sentimentalismus. «Müsste ich zwischen Thomas von Aquin und Rousseau wählen, ich hätte ohne jedes Schwanken den Heiligen gewählt» (721). Wieder eine Mahnung für unsere «neuen» Theologen und Philosophen, die den Objektivismus gegen relativistische und sentimentalistische Theorien preisgeben möchten.

*

Was dann Russell über seine eigene Philosophie erzählt, ist ziemlich belanglos. Er bleibt, was er war; er steht dem Neupositivismus nahe. Diese Philosophie wird natürlich vom Mantel der Wissenschaft umgeben, was zu einer Zeit, wo die Autorität der Wissenschaften so tief erschüttert ist, und wo so viele Wissenschaftler philosophischen Unfug treiben (aber im ganz entgegengesetzten Sinne als er), nicht sehr überzeugend ist. Man hat auch darauf hingewiesen, dass der greise Philosoph mit sich selbst nicht sehr übereinstimmt, sogar im letzten Buche nicht. Trotz allem wird das Werk durch unwissende Menschen aufgenommen, wie eine Art Orakel gelesen, das von einem grossen Manne kommt. Sie werden dadurch in ihrer Technologie, ihrem Szientismus und Materialismus bestärkt. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, ist die «Geschichte der Philosophie des Abendlandes» ein böses, ich möchte sogar sagen, ein dämonisches Werk: es wird den Götzendienst verbreiten und stärken. Es wird den geistigen Wiederaufbau hemmen. Es ist ein reaktionäres Buch, das versucht, die Mentalität des 19. Jahrhunderts wieder aufleben zu lassen.

Freiburg i. Ue.

I. M. Bochenski O. P.

Zur kirchlichen Lage im deutschen Protestantismus

Es kostet Mühe, ein sicheres und klares Bild von der kirchlichen Lage des deutschen Protestantismus zu gewinnen. Während die eine Seite optimistisch von der wachsenden Einheit der EKD (Evangelischen Kirche in Deutschland) spricht, klagt die andere Seite in nicht geringem Leid über «die traurige innere Zerrissenheit,

in der in Deutschland die getrennten Lager sich gegenüberstehen», (cf. «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz», 26. Juni 1947, Nr. 13). Eine politische Stimme schreibt gar, dass «die protestantische Kirche wie ein gärender Kessel sei, viel mehr als zur Zeit des Nationalsozialismus». Es könne wohl alles damit enden, dass

man schliesslich auseinandergehe — eine Gefahr, auf die auch der Leiter der Kirchenkanzlei der EKD, Dr. H. Asmussen, in seiner Broschüre «Zur inneren Lage der evangelischen Kirche in Deutschland» hinweist.

Das in der Schweiz so schwankende und verworrene Bild über die kirchliche Lage in Deutschland hat seinen Grund z. T. in der tatsächlichen «unentwirrbaren Komplexität» der kirchlichen Situation, z. T. aber auch in der einseitig inspirierten Nachrichtenvermittlung, deren Meldungen im Lichte anderer Informationen, besonders von Deutschlandbesuchern, oft ein anderes Gesicht bekommen. So wandte sich kürzlich Universitätsprofessor E. Brunner nach seiner Rückkehr von einem Besuch in Deutschland, der ihn durch alle drei westlichen Zonen führte und mit einer grossen Zahl von führenden Kirchenmännern aller Schattierungen zusammenbrachte, in einer offenen Klage («Kirchenblatt f. d. ref. Schw.», Nr. 11, 1947) gegen den Schweizerischen Evangel. Pressedienst wegen seiner einseitigen Darstellung, die nur eine Sicht wiedergebe, «die in einer bestimmten, relativ kleinen Gruppe von deutschen Theologen und Kirchenmännern besteht — eine Sicht, die auch von nahestehenden Freunden dieser Gruppe als einseitig und z. T. sehr ungerecht bezeichnet wird». Einem K. Barth wirft Dr. H. Asmussen vor, dass die Quellen, aus denen er seine Nachrichten über das deutsche Kirchenwesen schöpfe, «trübe» seien (Antwort an Karl Barth, Nr. 7 des Schriftendienstes der Kanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland). Andererseits drückt Prof. E. Thurneysen sein Befremden aus, dass durch den Bericht von Prof. E. Brunner durchgängig nur «die Stimmen derjenigen laut werden, die heute in Deutschland die kirchliche Reaktion vertreten».

Eine kritische Sichtung der verschiedenen Berichte auf Grund eigener Beobachtungen und Informationen lässt auch uns kein abgeschlossenes Bild von der kirchlichen Lage geben — die Situation ist tatsächlich verworren —, aber es zeigen sich doch Strömungen, die, mit dem richtigen Akzent versehen, für unser Urteil wegweisend sein können.

Spannungen und Spaltungen

Die schweren Wirren in der nationalsozialistischen Ära haben die evangelische Kirche wie nie zuvor zu «einem einheitlichen Wege» gerufen und die Überzeugung der einen Kirche Christi auch in ihrer äusseren Sichtbarkeit zum tiefen Glaubensbewusstsein werden lassen. Wer darum heute für ein Ziel wirbt, das eine Spaltung der evangelischen Christenheit heraufbeschwören muss, der gilt als Verräter an der in Not und Drangsal gewonnenen, von Gott geschenkten Einheit christlichen Bekenntens. Bei der Arbeit und den Bemühungen um die Neuordnung dieser Kirche melden sich aber immer deutlicher und drohender ungeheure Schwierigkeiten. Von aussen gesehen stehen heute zwei Lager sich gegenüber, die «radikale» Dalslemergruppe der Bekennenden Kirche und die «intakten» bischöflichen Landeskirchen. Die Spannung und Spaltung reichen schon auf die Kampfesjahre zurück und haben ihren Ursprung in der Meinungsverschiedenheit über den einzuschlagenden Weg im Kampfe gegen die nationalsozialistische Weltanschauung mit ihrem Herrschaftsanspruch auch über die Kirche. Die Bekennende Kirche glaubte — und darin war sie sicher weitblickender — den Kampf «mit

dem Mittel des öffentlichen Wortes» führen zu müssen, während die bischöflichen Landeskirchen der Meinung waren, «dass die intakten Kirchen als solche eine stärkere Schutzwehr gegen die Eingriffe des Regimes bildeten als die in die Verborgenheit gezwungene Bekennende Kirche» (E. Brunner). Die bischöflichen Führer wurden darob als «halbherzige Kompromissler» betrachtet, in einigen Fällen auch mit vollem Recht, aber es gab auch tapfere und aufrechte protestantische Bischöfe, wie Bischof Wurm, die ebenso ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, aber durch eine etwas andere Taktik und aus einer andern kirchenpolitischen Situation heraus die Kirche vor dem Zugriff des Staates retteten. In der ersten allgemeinen Konferenz der deutschen Kirchenführer nach der Kapitulation in Treysa im August 1945 ging es «hart an einem Bruch» vorbei, wie Karl Barth an der Wipkingertagung 1945 zugab. Landesbischof Wurm hatte noch vor Kriegsende eine neue Kirchenverfassung ausgearbeitet, der heimlich bereits alle Landeskirchen zugestimmt hatten. In Treysa sollte sie in Kraft gesetzt werden. Aber da erschienen unein geladen eine grosse Delegation der «radikalen» Bekennenden Kirche in Treysa und schaltete sich in die Beratungen um die Neuordnung der Kirche ein. Um einen offenen Bruch zu vermeiden und nicht «der Welt das betrübliche Schauspiel einer auch nach Kriegsende ungeeinten Kirche zu bieten», wurde das geplante Einigungswerk fallen gelassen und ein Kompromiss mit der «Bekennenden Kirche» geschlossen.

Die Wunde wurde dadurch aber nicht geheilt. Der kirchliche Richtungskampf setzte erst recht ein, sodass wir nach den Worten von E. Thurneysen es erleben müssen, dass «die lebendige Realität einer einigen, bekennenden Kirche . . . heute ganz zu verschwinden» droht.

Ursache der Verwirrung

An der zunehmenden Verwirrung ist nicht zuletzt Prof. K. Barth schuld, dessen Einfluss auch heute noch nicht gering ist. Er hat die einigermaßen unter den Nazi zusammengeschweissten Positionen wieder völlig auseinandergetrieben. So wie die Dinge liegen, bildet Barth ungefähr die «Mitte», fast möchte man sagen das Bindeglied von den Positiven zu den Liberalen hinüber. Er wird von den Positiven als nicht bibeltreu genug, als rationalistisch empfunden. In der Schweiz mag das sonderbar anmuten, aber man muss bedenken, dass K. Barth in Deutschland vor allem als eine Art Politiker aufgetreten ist im Sinne seiner Schriften, an und über die Deutschen. Nicht so sehr die Forderung des Schulbekenntnisses frappte, als die Forderung der Demokratisierung der Kirche. (Der Unterschied von Lutheranern und Reformierten liegt hier etwa zu Grunde.) K. Barth wirft den Lutheranern vor, «vernagelt zu sein», worauf diese wieder antworten: «Barth will uns an die jetzige politische Modeströmung der Demokratie kirchlich anschliessen», was als höchst unbiblisch empfunden wird. «Gerade solche, die dankbar von Karl Barth gelernt haben, dass die Kirche sich nicht nach staatlich politischen Forderungen zu richten habe, sind darüber höchst verwundert, dass das nun auf einmal anders sein soll, wenn das staatliche Prinzip Demokratie heisst (E. Brunner).» Eine Kirche muss kirchlich und biblisch geordnet sein, und es kann nie richtig sein, wenn sie sich nach den politischen Ordnungen zu gestalten sucht. Man macht weiter darauf

aufmerksam, dass in der Theologie Barths, trotz dem «ganz anderen Gott», trotz aller Anerkennung der Gottheit Christi, doch ein Stück Rationalismus auf irrationaler Grundlage verborgen liegt. Was bedeuten Wunder für K. Barth, was soll das Beten der Kirche als Kirche? In der praktischen Not von Verfolgung, Bomben, Hunger, Heimatlosigkeit usw. erschien die Barthsche Theorie als eine kühne, aber doch farblose Abstraktion, die konkret versagte. Die praktische Belastungsprobe hat sie nicht bestanden, nicht einmal bei Niemöller, solange es ihm wirklich schlecht ging. Im Urteil vieler hat sich die Barthsche Theologie als eine Salontheologie gezeigt, und das ist ein Stigma, das sie in Deutschland ziemlich unmöglich macht.

Es ist voll anzuerkennen und zu würdigen, dass K. Barth im deutschen Kirchenkampf einen unschätzbaren Dienst geleistet hat. Durch den klaren Schlussstrich unter den theologischen Liberalismus, durch die Neuentdeckung des reformatorischen Glaubensverständnisses, durch die neue kirchliche Dogmatik, hat er auf die Bekenntnisbewegung eingewirkt wie sonst niemand. Die Bekennende Kirche verdankt K. Barth Entscheidendes. Aber der Weg, den die Bekennende Kirche beschritten hatte, nahm in den bösen und bitteren Jahren der Belastung und der Prüfung eine Richtung, die über Barth hinausgeführt hat und von der K. Barth nun die Kirche wieder zurückrufen möchte.

Barths Kritik an den Christen in Deutschland geht dahin, dass sie statt des Widerstandes zuviel «Allotria» getrieben, dass sie zuviel Kraft auf das Gebet verwendet und den Sakramenten zu viel zugetraut haben. Seine besondere Aversion gilt dem Episkopalismus, worin er offenbar die kirchliche Restauration oder Reaktion verkörpert sieht.

Der wahre Weg

Die meisten derer, die mitten in der Bewährung standen und nicht nur von ferne zuschauten, glauben aber, dass der Weg, den die Bekennende Kirche in den finstern Jahren 1940—45 beschritten hat, der legitimere und fruchtbarere sei, den man weitergehen müsse, wolle man die zuteilgewordenen Gaben Gottes nicht vergessen. Diese Gaben sind gekennzeichnet durch die Worte: Kirchenamt, Gottesdienst und Liturgie, Sakrament.

Kirchenamt

Als der Kirchenkampf begann, war er ein Kampf um das Amt. Der Nationalsozialismus versuchte die Kirche unter die Herrschaft zu bringen, über das Amt. Darum begann er, Pfarrer absetzen zu lassen. Damit war die Frage gestellt, wer denn eigentlich Recht und Macht hat, Pfarrer aus dem Amt und in das Amt zu bringen. Die Frage wurde dahin beantwortet, dass nur die Kirche selbst Pfarrer einsetzen und absetzen kann und zwar nach kirchlichen Maßstäben! Damit wurde zugleich die Frage nach dem Wesen der Ordinalien wieder in den Mittelpunkt des Blickfeldes gerückt. Vielerorts hat sich die Erkenntnis durchgerungen, dass «weder die besondere Bildung noch die daraus in evangelischen Kirchen meist folgende rechtliche Ermächtigung . . . als Grundlage des geistlichen Amtes gelten» können.

«Grundlage des geistlichen Amtes kann nur eine im eigentlichen Sinn geistliche Handlung sein.» «Geistliche Handlungen aber sind immer in erster Linie ein Ansprechen mit dem Worte Gottes und ein Beten . . . und vielleicht in zweiter Linie zeichenhafte Handlungen, welche aus dem Ansprechen mit Gottes Wort und dem Gebete folgen.» (cf. Asmussen, Zur inneren Lage der evangelischen Kirche in Deutschland, S. 41 ff.)

Hier scheint auch die neue Erkenntnis des Bischofsamtes auf. Der Bischof «empfängt eine besondere Verordnung zu seinem Amte, indem ihm unter Anrufung des Namens Gottes als Gotteswort gesagt wird, dass er nun die bischöflichen Handlungen wahrnehmen soll» (Ebd. S. 45). Die Darmstädtertagung der Bekennenden Kirche 1946 sagt auch in ihrem von Pfarrer Niemöller, Dr. Held und Pfarrer Asmussen unterzeichneten Beschluss, dass die Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Bischofsamtes in der Bekennenden Kirche gewachsen ist (Punkt 8). — Für die Barthsche Richtung ein unvollziehbarer Gedanke!

Kult und Liturgie

Eine zweite übereinstimmende Erfahrung in der Zeit der grossen Trübsal war die, dass das Gebet untrennbar ist von der biblischen Botschaft und der reformatorischen Theologie. In den «bösen Jahren» richtete sich die Aufmerksamkeit wieder auf einen lebendigen Gebetsgottesdienst in der Gemeinde und zu Hause. In Berlin war es Bischof Dibelius, der neue Entwürfe für den Gottesdienst lieferte, in Bayern fand man im romantischen Luthertum neue Bereicherung, im Rheinland-Westfalen leisteten Beckmann und Brunner schönste Arbeit auf diesem Gebiet. Im privaten Gebet griffen Hunderte in der eigenen Armut — man kannte nur die Bibel und das Gesangbuch — zum römischen Brevier. Martin Niemöller war es, der in seiner Haft damit den Anfang machte und Unzähligen den Weg gewiesen hat. Was in den dunklen Jahren angefangen wurde, glaubte man, auch in den Tagen der Befreiung fortsetzen zu müssen. Karl Barth machte seinen ganzen Einfluss geltend, von diesem Wege der Verfolgungsjahre abzuführen und die Betenden wieder aus ihren «Walpurgisnächten» auf den Weg der Wortverkündigung zurückzubringen. Aber trotz des Spottes von Karl Barth will man die Schule des Gebetes nicht verlassen. Unauslöschlich ist die Erfahrung der Bekennenden Kirche, der Glaube muss zum Gebete werden. Dem Worte Gottes muss die Antwort des Menschen folgen. Die Frage nach dem Glauben wird damit notwendig die Frage nach dem Beten. Aus solchen Ueberlegungen und Erfahrungen heraus entstand das Interesse und der starke Zug zur neuen Liturgie, deren Dürftigkeit in der heutigen evangelischen Kirche offenkundig ist.

Sakramentale Frömmigkeit

Parallel mit dem Bemühen um eine Neuordnung des Gottesdienstes und damit der Kirche, geht die Neubestimmung über die Gestaltung der Sakramente. Trotz des Kopfschüttelns der «Radikalen», dass es «wortlose Begegnungen mit Christus» gebe, im Sakrament und gegen alle Vorwürfe von Sakramentalismus, Magie und Zauber, ist eine neue Liebe für das Sakramentale erwacht. Es macht sich das Bestreben geltend, Sakrament und Predigt wieder einander zuzuordnen.

Man betrachtet es für nicht ganz zufällig, dass ganz unabhängig von diesen Bewegungen, die aus Not und Gefahr entstanden, in der biblischen Theologie sich eine Wandlung vollzieht, die das traditionelle Verständnis des Sakramentes weitgehend korrigiert und die zentrale Bedeutung der Abendmahlsfeier für die neutestamentliche Gemeinde neu entdeckt (besonders Stauffer und Cullmann!) und darum auch von dieser Seite die übernommene Lehre von der Kirche erneut zur Debatte steht.

Verhältnis zum Katholizismus

Die konfessionelle Frage hat in Deutschland noch eine andere wichtige Wendung genommen. Die neuen Strömungen führen fast notwendig näher zum katholischen Glauben heran. Durch das gemeinsam gelittene Leid in den vergangenen Jahren ist zugleich weiten Kreisen der Protestanten, vor allem den Laien und jungen Pfarrern, eine möglichst enge Zusammenarbeit mit den Katholiken selbstverständlich geworden. Gerade Protestanten sind es, die heute der treibende Teil in der ganzen *Una-Sancta-Bewegung* sind; unter ihnen vor allem die Berneuchener. (Die Barthianer stehen der katholischen Kirche stark ablehnend gegenüber und das ist nochmals ein Element, das die Barthsche Theologie heute bei vielen Deutschen als abstrakte Spekulation erscheinen lässt!)

Una-Sancta

In der *Una-Sancta-Bewegung* begegnen sich Protestanten und Katholiken in aller Offenheit. Klar und ohne jede Vertuschung wird das Trennende und Einende besprochen. An der *Una-Sancta-Tagung* für Würtemberg, die vor 4 Monaten im Benediktinerkloster Uehresheim stattfand, war das Thema ganz bezeichnend das Amtspriestertum, die apostolische Sukzession und der Primat. Aufsehen, um nicht zu sagen «ungeheure Sensation», wie ein Berichterstatter schreibt, erregten in Stuttgart die Abendvorträge des Thüringer Universitätsprofessors Dr. Karl Adam. Karl Adam sprach auf Einladung von Pastor Daur am 27., 28. und 29. April in der Markuskirche, der heute grössten protestantischen Kirche Stuttgarts, vor etwa 3000 Personen, über die Kirchenspaltung und ihre Ueberwindung: die Wurzeln der Reformation, Luthers Weg, Möglichkeit einer Wiedervereinigung. Karl Adam führte aus: Der erste Schritt sei heute: Protestanten müssen zurück auf Luther, den reinen Luther, und viele Urteile des heutigen Protestantismus über den Katholizismus fallen dahin. Unionsbestrebungen würden alle nichts taugen. Es gebe nur Rückkehr. Bei Gesamtübertritten wäre Aussicht auf Roms Entgegenkommen. Verheiratete Pfarrer könnten in Ehe bleiben oder es wäre die Einrichtung eines Diakonates mit Predigt und mit allem, was dem protestantischen Pfarrer jetzt in der evangelischen Kirche obliegt, möglich. In Sprache, Liedergut und Schriftübertragung (Anlehnung an Luthers schöne Schriftübersetzung) wäre ein Entgegenkommen leicht. Aber statt solcher Gesamtübertritte, die heute noch nicht zu erwarten seien, nur «Schläge von aussen» könnten altes Gehäuse zertrümmern, seien Einzelkonversionen das Beste. Das ganze war eine gewaltige Sensation. Am letzten Tag mussten Hunderte von Leuten wieder fortgehen, so voll war die Kirche! Pfarrer Daur, der jeweils Vorwort und Schlusswort sprach, sagte zum Abschluss der Vorträge: Was sie

(die Protestanten) jetzt tun sollten, wüssten sie nicht. Aber einen Stillstand gebe es nicht mehr.

Am weitesten in katholischer Richtung wagte sich eine Schrift von Pfarrer Baumann (Möttlingen) über den Primat. Ein Gutachten von drei Professoren der Tübinger Fakultät (Thielecke, Köberle, Heim) gab das Urteil ab, die Broschüre verlasse die Bekenntnisschriften und der Pfarrer stelle sich damit ausserhalb der protestantischen Kirche. Aber ein Gegengutachten des Rechtsberaters von Bischof Wurm führt den Nachweis, dass die Primatsfrage nicht zu den Bekenntnis-Artikeln gehöre. Man stütze sich lediglich auf eine pseudo-melanchthonische Schrift. Ausserdem habe Pfarrer Baumann sich einzig auf die Schrift gestützt, die ja als oberstes Prinzip des protestantischen Glaubens und Bekenntnisses gelte.

Warnung vor «katholisierenden Tendenzen»

Natürlich fehlen die Warnrufe vor «katholisierenden Tendenzen» nicht. Solche Stimmen sind auch selbstverständlich, wo der Glaube wirklich noch Ueberzeugung ist. Nur wird mit diesem Schlagwort von gewissen Kreisen jede Neubesinnung im Protestantismus gleich diffamiert und zunichte gemacht. Gegen eine solche enge Mentalität hat einer der führenden evangelischen Bischöfe, Dr. W. Stählin, im «Gesetz und Verordnungsblatt für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg» (No. 4, 1946) Stellung genommen. Auch Bischof Stählin anerkennt zunächst, dass die Frage nach den «katholisierenden Neigungen» der Ausdruck einer wachsamsten Sorge um das Erbe der Väter ist und durchaus ernst genommen werden muss. Wer aber, fährt er fort, die theologischen Entscheidungen des 16. Jahrhunderts absolut setze und gar nicht mehr mit der Möglichkeit rechne, dass die Heilige Schrift grösser und weiter sei als das, was in den Konfessionskirchen Gestalt genommen habe, der setze in seinem Konfessionalismus die menschliche Tradition über die Heilige Schrift und sei im Sinne der reformatorischen Polemik «römisch-katholisch». Bischof Stählin weist darauf hin, der heutige Protestantismus, dessen Merkmal sei: eine Kirche ohne verbindliche Lehre, ohne Lehrzucht, ohne Lehrautorität, mit der alleinigen Autorität des einzelnen Gewissens, komme nicht von der Reformation, sondern von der Aufklärung her. Dieser Protestantismus habe nicht teil an der Sorge um die reine Lehre, sondern habe nur teil an der liberalen Angst vor dem Dogma und kämpfe mit der Aufklärung gegen das echte Erbe der Reformation. Die Völker des Augsburger Bekenntnisses von 1530 wollten nicht eine unverbindliche Privatmeinung, sondern die höchst verbindliche Auslegung der Schrift überhaupt geben und haben die entgegenstehenden Meinungen klar und unerbittlich als Irrtümer abgewehrt. Auf dem Gebiet des Gottesdienstes beschimpfte man alles, was man nicht mehr kennt, einfach als «katholisch». «Wir geraten», sagt Bischof Stählin, «in den seltsamen Zustand, dass man in der lutherischen Kirche Dinge nicht mehr vollziehen, ja kaum mehr an sie erinnern darf, die für Luther und seine Zeit selbstverständlich gewesen sind» (z. B. Gebet am Morgen und Abend; Kreuzzeichen, zu dem Luther im Kleinen Katechismus Anweisung gibt; Einzelbeicht, von der Luther mit grösstem Dank gesagt hat, er wäre längst dem Teufel verfallen, wenn er die Beicht nicht gehabt hätte. Noch bis ins vorige

Jahrhundert hinein seien in protestantischen Kirchen Beichtstühle gestanden und gebraucht worden.)

«Wir müssen und wir dürfen in der eigenen Kirche mit einem neuen Ernst um die Erkenntnis der vollen Wahrheit des christlichen Mysteriums . . . ringen . . . und wir müssen dazu auch dann den Mut haben, wenn wir von daher kritisch werden . . . gegen manche protestantische Tradition, der . . . der grossartige Realismus des biblischen Denkens abhanden gekommen ist. Wir müssen sagen, dass es unreformatorisch ist, unevangelisch, wenn man die geschichtlich gewordene Gestalt unserer protestantischen Kirche über die Frage nach dem Vollgehalt des biblischen Evangeliums stellt.» «Wir wollen doch nicht der römisch-katholischen Kirche die unverdiente Ehre erweisen, alles das katholisch zu nennen,

was zu den selbstverständlichen Lebensnotwendigkeiten der christlichen Kirche gehört!»

Der Chor all dieser verschiedenen Stimmen zeigt, dass etwas im Werden ist. Neue Erkenntnisse dringen durch, die jedesmal noch grössere Fragen aufwerfen. Wohin die neue Bewegung führen wird, ob sie das ganze Kirchengesamte erfassen oder in der Zeit grösserer Sicherheit wieder abklingen wird — die liberalen Theologen sind in Deutschland wieder im Erstarken —, diese Frage ist schwer zu beurteilen. Solche Bewegungen folgen auch nicht allein immanenten Gesetzen. Sie liegen letztlich in der Hand dessen, von dem die Schrift sagt: «Unerforschlich sind seine Ratschlüsse und unergründlich seine Wege» (Röm. 11, 33).

Die katholische Kirche in Finnland

Der äussere Anlass für das Werden der katholischen Kirche in Finnland war die Trennung Polens. Russische Soldaten polnischer Herkunft waren damals in Viborg stationiert. Zu ihrer seelsorglichen Betreuung wurden 1799 Dominikanerpatres berufen, die ihre Tätigkeit nach 1809 über das ganze Land ausdehnten. Als erstes nennenswertes Gotteshaus entstand im Jahre 1859 in Helsinki die Heinrichskirche. Der politische Widerstand von russischer Seite liess allerdings die schwache Pflanze nur langsam feste Wurzeln schlagen. Eine Erleichterung trat ein, als Finnland nach dem ersten Weltkrieg politisch unabhängig wurde. Der Heilige Stuhl war eine der ersten Mächte, die die Unabhängigkeit Finnlands anerkannten. Die finnische Delegation, die damals die europäischen Hauptstädte bereiste, um die Anerkennung des eben erst vom zaristischen Regime befreiten Landes zu erreichen, vergass den Vatikan nicht. Sie kam im Jahre 1919 nach Rom. Man erinnerte sich dort sehr gut der Schritte, die Papst Leo XIII. im Jahre 1890 beim Zaren unternommen hatte, um das Los der finnischen Bevölkerung zu verbessern. Als sich Tankred Borenius, der Sekretär der finnischen Delegation, bei Kardinal-Staatssekretär Gasparri einfand, bemerkte er: «Der Vatikan ist wirklich der einzige Ort, wo man sich der Interessen ganz Europas annimmt.» —

Der Hl. Stuhl und Finnland

Finnland wurde von der russischen Erzdiözese Mohilev getrennt, zum apostolischen Vikariat erhoben, und der holländischen Provinz der Priester vom Hl. Herzen Jesu anvertraut. Mgr. Buck wurde in Helsinki zum ersten apostolischen Vikar ernannt. 1933 folgte ihm Mgr. Cobben. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges zählte Finnland vier Pfarreien mit 2000 Katholiken. (96 % der Bevölkerung bekennen sich zur evangelisch-lutherischen Kirche.) Der Seelsorgedienst wurde von zehn Priestern versehen. Der Friede von Moskau (1940) bedeutete für die kleine Schar der Katholiken einen harten Schlag. Zwei von den vier Pfarreien (Viborg und Terijoki) standen auf dem an die Sowjets abzutretenden Territorium. Allerdings entstand eine neue Pfarrei in Lathi, wohin ein Teil der Katholiken Viborgs evakuiert worden war. — Als 1941 der Krieg erneut ausbrach, fiel Karelien wieder zu Finnland und die Kirche von Viborg, vorher von den Russen als Versammlungsort benutzt, wurde neu geweiht. Der Waffenstillstand setzte dem neuen katholischen Leben in Viborg dann ein rasches Ende, denn Viborg ist jetzt wieder russisch.

Bemerkenswert ist das gute Verhältnis, das in den schweren Zeiten der Not zwischen dem Vatikan und Finnland erneut sich anbahnte. So schreibt der finnische Berichterstatter Jarl Gald, auf dessen Ausführungen in einem Artikel der englischen Zeitschrift «The world of the Spirit» (No. 100, 1946) wir uns hauptsächlich stützen: «Der Heilige Stuhl war eine der besten Stützen

nicht nur der finnischen Katholiken, sondern unseres Landes überhaupt. Mehrmals intervenierte er in Wort und Tat zu unseren Gunsten. Grosse Summen wurden verteilt zur Hilfe für die unglückliche evakuierte Bevölkerung. Infolge seiner Unparteilichkeit und Friedensliebe, die der Hl. Stuhl bewiesen hat, und angesichts seiner moralischen Macht mitten in einer Welt der Waffen und der brutalen Gewalt, unternahm die finnische Regierung Schritte, um beim Vatikan eine Gesandtschaft zu errichten. Im Jahre 1942 reichte M. G. A. Gripenberg, während mehrerer Jahre Botschafter der finnischen Regierung in London, beim Heiligen Stuhl das Beglaubigungsschreiben seiner Regierung ein.» Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Meldung, die im April 1942 der «NZZ» aus Helsinki zugegangen ist: «Zu einer Meldung aus Rom, wonach zwischen dem Vatikan und Finnland ein Abkommen über die Errichtung diplomatischer Beziehungen bereits vorliegt, fehlt hier noch eine amtliche Bestätigung. Doch betrachtet man allgemein ein solches Ergebnis der Verhandlungen als feststehende Tatsache. Ein sozialdemokratisches Blatt schreibt, der katholische Primas gehöre zu den wenigen Faktoren in der Welt, die den Frieden förderten. Einhellig wird hier ferner die strikte Neutralität des Heiligen Stuhles im gegenwärtigen Konflikt unterstrichen, die auf keiner Seite auch nur ein Wort der Kritik hervorrufe; sie habe die Autorität des Vatikans in hohem Masse gestärkt. Eine Vertretung beim Vatikan gibt Finnland, wie sich das sozialdemokratische Blatt 'Arbedarbladet' ausdrückt, die Möglichkeit zur Fühlungnahme mit Kräften und Strömungen der ganzen Welt. In unserer Isolierung, schreibt das Blatt, kann das von unschätzbbarer Bedeutung werden. Wir hoffen selbstverständlich, dass der Friede, der kommen muss, für alle grossen und kleinen Nationen ein Friede der Sicherheit werden möge und dass den Kräften, die sich für einen solchen Frieden einsetzen, Erfolg beschieden sei. Unser Land will seine Mitwirkung nicht verweigern. In diesem Zeichen begrüssen wir die Aufnahme offizieller Beziehungen mit dem Vatikan.» —

Nordisches Institut

Trotz den harten Prüfungen, welche die schweren Nachkriegsjahre den finnischen Katholiken auferlegten, konnte da und dort ein kleiner Fortschritt erzielt werden. So eröffneten im Jahre 1945 amerikanische Ordensschwester in Helsinki eine englische Schule. Die Beteiligung der finnischen Studenten am Jubiläumskongress «Academicum Catholicum», der im Sommer 1946 in Kopenhagen stattgefunden hat, beweist, dass der finnische Katholizismus, aus seiner Isolierung heraustreten will, in die er seit Kriegsausbruch hineingezwungen war. 1946 beschloss der Hl. Stuhl die Gründung eines Institutes für die nordischen Länder, dessen Leitung den Dominikanern anvertraut worden ist. Man gedenkt das neue Institut in Helsinki zu eröffnen.

Um die straflose Schwangerschaftsunterbrechung

Um die Abtreibung bzw. die Strafbarkeit der Abtreibung wird in verschiedenen Ländern wieder mehr diskutiert (s. «Orientierung», Nr. 10, S. 98 f.). Wir Katholiken halten jede Schwangerschaftsunterbrechung für sittlich unerlaubt, weil nach unserer Auffassung auf Grund der bisherigen Einsichten es keinen Fall gibt, in welchem der Existenzanspruch des werdenden Menschenlebens verneint werden kann. Nach dem Urteil der medizinischen Wissenschaft tritt ein Mensch in seine Existenz gleich mit dem Augenblick ein, in welchem sich die männlichen und weiblichen Zellen vereinigen. — Eine andere Frage ist aber die strafrechtliche Regelung der Abtreibung; denn es ist nicht Aufgabe des Strafrechts, jede sittenwidrige Handlung zu ahnden. In den meisten Staaten ist nach dem sog. allgemeinen, augenblicklich vorherrschenden Rechtsbewusstsein die Abtreibung aus dem Gedanken des übergesetzlichen Notstandes strafrechtlich freigegeben bei der medizinischen Indikation. So auch in der Schweiz. In diesem Falle müssen aber, weil die Gefahr des Irrtums und des Missbrauchs gross ist, vom Interesse des Gemeinwohls Sicherungsmassnahmen gefordert und eingehalten werden, die diese Gefahr nach Möglichkeit ausschalten oder auf ein Mindestmass herabsetzen. Darum muss von der staatlichen Autorität verlangt werden, dass die direkte Schwangerschaftsunterbrechung nicht erfolgen darf auf die private Autorität eines einzelnen Arztes hin, ohne Aufsicht und Ueberprüfung durch andere hierzu unter Eid gestellte beamtete Aerzte. — Nach Verhandlungen im Zürcher Kantonsrat (30. Juni) über die Praxis bei Anwendung des Artikels 120 St.G.B. (Abtreibung nach medizinischer Indikation) scheinen zahlreiche Aerzte das gesetzliche Abtreibungsverbot zu sabotieren. Das mahnt selbstverständlich zum Aufsehen und verlangt nach Abstellung der Missbräuche. Ob freilich die Einsichtnahme einer staatlichen Stelle in die ärztlichen Gutachten das rechte Mittel ist, ist zum mindesten diskutabel, denn auch das ärztliche Berufsgeheimnis ist ein wesentliches Gut für das Gemeinwohl.

Wir bringen im folgenden zwei Äusserungen eines angesehenen Frauenarztes zu der in Deutschland geführten Diskussion. Es handelt sich um Chefarzt Dr. K. E. Fecht, Leiter einer grossen Frauenklinik in Karlsruhe, der u. a. im Schosse der Katholischen und Evangelischen Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe eine Resolution «zum Schutze der Ungeborenen» veranlasste. Im Anschluss daran einen Bericht aus der oben erwähnten Zürcher Kantonsratssitzung.

1. Um die medizinische Indikation

1. Der Standpunkt des gewissenhaften Arztes

«Diese ungeheuren Zahlen (der Frauen, die der Abtreibung zum Opfer fielen, D. R.), sind nicht allein durch die unsaubere Art, mit der die heimlichen Abtreiber ihre Eingriffe häufig vornehmen, zu erklären. Verantwortlich dafür ist zweifellos auch die — ich möchte sagen — brutale Missachtung und Durchbrechung eines Naturgeschehens von allerfeinster, allgemeiner und tiefster Auswirkung, wie es eine Schwangerschaft nun einmal darstellt. Wir wissen nämlich, dass auch Frauen, die weder Unterleibsentzündungen noch Allgemeininfektionen mit hohem Fieber nach Abtreibungen bekommen, doch später dauernd leidend werden können. Wenn daher behauptet wird, dass eine Schwangerschaftsunterbrechung durch den Arzt ungefährlich für den Organismus der Frau sei, so ist das ein verhängnisvoller Irrtum!

Die Schwangerschaft ist ein Zustand tiefstgreifender Allgemeinveränderungen des ganzen weiblichen Körpers, bei dem Mutter und Kind in engster physiologischer Beziehung zueinander stehen. Wir müssen bestrebt sein, das Geschehen in der Schwangerschaft nicht von engen Grenzen aus anzusehen, d. h. ihre Auswirkung nicht nur an den unmittelbar beteiligten Unterleibsorganen der Frau zu betrachten, sondern von allgemein medizini-

schen und biologischen Gesichtspunkten aus beurteilen zu lernen. Nicht nur einzelne Organe der Frau werden nämlich durch die Schwangerschaft in ihren Funktionen verändert, sondern der Gesamtorganismus stellt sich vollkommen auf das Kind um. Die Drüsensysteme vor allem verändern ihre Arbeitsleistung nach bestimmten neuen Gesetzen der Auspendelung in Einfuhr und Abgabe. Wird nun diese lebendige und in ihrer Art einmalig bestehende Verbindung gewaltsam getrennt — und wir müssen uns darüber klar sein, dass diese Trennung durch die Unterbrechung im Laufe von wenigen Minuten stattfindet — so kann der Organismus sich nicht allmählich umstellen, sondern muss, da er in brutalster Weise vergewaltigt wird, schwerste Erschütterungen erleiden.

Es kommt durch eine künstliche Verschiebung im Gleichgewichtszustand des Drüsenhaushaltes zu schweren Stoffwechselerkrankungen, innersekretorischen Störungen und Unterleibsleiden, die den Gesamtorganismus und vor allem das Nervensystem der Frau völlig aus der Bahn werfen. Ferner beobachtet man bei solchen Frauen häufig als Folgeschäden der Abtreibung Unfruchtbarkeit, geburtshilfliche Komplikationen schwerster Art und auch Unterleibs- und Brustkrebs.

Es muss deshalb jeder gewissenhafte Arzt, der sich lange Jahre hindurch ernstlich mit dem Problem der Schwangerschaftsunterbrechung befasst hat, zugeben, dass eine Schwangerschaftsunterbrechung stets ein gefährlicher Eingriff ist, selbst wenn er von einem geschickten Facharzt durchgeführt wird. Er muss ferner sich darüber klar werden, dass diese Gefahren noch steigen, wenn die Unterbrechung wegen einer bestehenden gesundheitlichen Gefahr (medizinischer Indikation) vorgenommen werden soll, weil ja kranke Frauen von den oben erwähnten Folgeschäden noch intensiver betroffen werden müssen.

Selten wird gerade bei diesen kranken Frauen das feinabgewogene Zusammenspiel der Kräfte im Organgeschehen wiederhergestellt werden können.

Die wichtigsten Drüsen bzw. Drüsensysteme wie Schilddrüse, Hirnanhangdrüse, Eierstöcke, Nebennieren usw. gewinnen in der Schwangerschaft souveräne Bedeutung, sie spielen aber auch bei organischen Erkrankungen eine ausschlaggebende Rolle; ihr Gleichgewichtszustand ist, wie wir gehört haben, von entscheidender Bedeutung für die Gesundheit bzw. für das Wiedererlangen des Organismus. Wenn bei einem kranken Organismus dieser an sich schon gestörte Gleichgewichtszustand durch eine plötzliche Unterbrechung noch mehr erschüttert wird, so muss es ja oft gerade zu der Katastrophe kommen, die man durch die Beseitigung der Schwangerschaft vermeiden wollte.

Im allgemeinen wird aber nicht die richtige Schlussfolgerung daraus gezogen und die Unterbrechung als die eigentliche Ursache der Katastrophe erkannt, sondern man glaubt, die Unterbrechung hätte früher durchgeführt werden müssen, und begeht bei einem ähnlichen Falle dann den entscheidenden Fehler, noch unphysiologischer zu handeln. Durch die Unterbrechung will man das Leben der Frau, das durch die Schwangerschaft gefährdet ist, retten. Man muss dagegen fragen:

Woher wissen wir sicher, dass die Frau durch die Unterbrechung gerettet wird?

Es ist die höchste ärztliche Pflicht, Leben zu erhalten, es kann und darf aber nicht durch Tötung eines andern Lebens geschehen!

Alle Autoren gehen zudem darin einig, dass es nicht möglich ist, die Indikationsstellung so exakt zu gestalten, dass ein Irrtum ausgeschlossen erscheint. Es wird nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgestellt, die dazu führt, das kindliche Leben zu vernichten, ohne die Gewissheit zu haben, das Leben der Mutter zu retten.

Der törichte Ansicht, eine Schwangerschaftsunterbrechung sei bis zum 3. oder 4. Monat gar nicht als Mord anzusprechen, da die Frucht ja erst von diesem Zeitpunkt an lebe, was aus den erst dann spürbaren Bewegungen des Kindes geschlossen wird,

ist zu entgegnen: Wie kann etwas wachsen, wenn es nicht lebt! Die Frucht muss deshalb vom ersten Augenblicke an leben und genießt deshalb auch jeden Rechtsschutz.» («Südwestdeutsche Union», Nr. 4, 25. Februar 1947, S. 5 f)

2. Die wichtigsten medizinischen Indikationen

«(Die Tuberkulose.) Noch vor ca. 20 Jahren wurde von den meisten Ärzten bei jeder Form der Tuberkulose die Schwangerschaftsunterbrechung als notwendig angesehen. Man war aber freilich damals nach vollzogener Unterbrechung erstaunt darüber, dass durch diesen Eingriff meist eine rapid fortschreitende Verschlimmerung der Tuberkulose eintrat. Heute weiss man, dass die vorzeitige Herbeiführung des Wochenbettes für diese Verschlechterung verantwortlich zu machen ist. In der Wochenbettzeit werden nämlich massenhaft Abbauprodukte frei, die eine Tuberkulose meist aktivieren. Ausserdem wird, wie wir gehört haben, durch eine unphysiologische Beendigung der Schwangerschaft und die Störung im Gleichgewichtszustand des Drüsen-systems der Gesamtorganismus so erschüttert, dass die letzten Kraftreserven verbraucht werden. Wir dürfen uns deshalb nicht verwundern, dass dadurch der tuberkulöse Prozess sich oft rasch verschlimmert.

Die moderne Therapie lehnt darum fast allgemein bei jeder Form der Tuberkulose die Unterbrechung ab und verlangt Heil-stättenbehandlung. Tatsächlich sind die Erfolge seitdem weit bessere.

Auch bei der gefürchteten Kehlkopftuberkulose verwerfen viele Aerzte von Weltruf — wie Menge, Wintz, Mayer — die Unterbrechung, weil sie durch das Zuwarten und eine energische Behandlung bessere Ergebnisse hatten.

Wird nun behauptet, dass es schon deshalb falsch sei, die Schwangerschaft austragen zu lassen, weil Kinder von tuberkulösen Müttern doch einmal an Tuberkulose zugrunde gehen müssten, so muss einer derartigen Auffassung entgegengehalten werden, dass 1. die Früchte im Mutterleib nur ganz selten tuberkulös erkranken, und 2. die Kinder im allgemeinen gesund bleiben, wenn sie sofort nach der Geburt von der Mutter getrennt werden.

Biensfeld berichtet als Beweis dafür, dass in Paris von 23.000 Kindern, die tuberkulöse Eltern hatten, frühzeitig aber von diesen entfernt wurden, nur sieben an Tuberkulose erkrankten: In Belgien wurde der gleiche Versuch bei 2450 Kindern durchgeführt mit dem Erfolg, dass nur ein Kind tuberkulös erkrankte. Ich glaube, schlüssiger kann ein Beweis nicht mehr geführt werden. Winter sagt deshalb: Wir sind nicht berechtigt, unsere Indikationen für die Unterbrechung deshalb aktiver zu gestalten, weil doch nur die Geburt einer «tuberkulösen Einheit» erwartet werden könne.

(Die Herzkrankheiten.) Fromme, Seitz, v. Jaschke erklären, dass bei ca. drei Viertel aller Fälle von Herzkrankheiten keine Störungen während einer Schwangerschaft auftreten. Winter schätzt die allgemeine Sterblichkeit durch Herzfehler in der Schwangerschaft auf höchstens 2—3%. Baisch stellte fest, dass 50% der Frauen mit Herzfehler nach der Geburt sich vollkommen wohl fühlten. Von 23 herzkranken Frauen, die während der Schwangerschaft schwere Störungen aufwiesen, zeigten nach der Geburt sechs Frauen überhaupt keine Beschwerden mehr. Nach Winter ist ein Herzklappenfehler an sich, selbst die gefürchtete sog. Mitralklappenstenose, kein Grund zur Unterbrechung. Er verlangt, unter allen Umständen abzuwarten und das Herzleiden selbst energisch zu behandeln.

Ich selbst habe sehr viele Frauen mit den verschiedensten Herzleiden überwiesen bekommen, bei denen die Unterbrechung als unbedingt notwendig festgestellt war — ich habe stets zugewartet und die betreffenden Frauen energisch behandelt, und ich versichere, dass ich alle Frauen und fast alle Kinder retten konnte. Ich sah aber auf der anderen Seite viele Unterbrechungen bei Herzfehlern, bei denen die Frauen trotz oder, richtiger gesagt, gerade wegen der Unterbrechung starben. Für einen biologisch denkenden Arzt ist das keine Ueberraschung, denn das Herz wird durch Narkose und die operativen Eingriffe derart überlastet, dass es versagen muss!

(Die Nierenkrankheiten.) Nach Winter kommen in der Schwangerschaft folgende Nierenkrankheiten vor:

1. die Nephropathie, 2. die akute Nierenentzündung, 3. die chronische Nierenentzündung, 4. die Nierenbeckenentzündung, 5. die Tuberkulose der Nieren, 6. das Nierenbluten.

Gefährlich ist bei der Nephropathie die Ablösung der Netzhaut im Auge; diese Komplikation ist aber meist zu beheben; bei vorzeitiger Nachgeburtlösung kann die Frau durch geschickte ärztliche Behandlung stets gerettet werden. Die Schwangerschaftskrämpfe gehören zu den schwersten Komplikationen, da sie aber erst am Ende der Schwangerschaft aufzutreten pflegen und bei entsprechender vorbeugender Behandlung häufig vermeidbar sind, ist eine vorzeitige Unterbrechung zu verneinen.

Die akute und chronische Nierenentzündung und die Nierenbeckenentzündung rechtfertigen nach Winter eine Unterbrechung nicht, da die Schwangerschaft ohne erhebliche Schäden durchgehalten wird.

Bei der Nierentuberkulose, die meist nur einseitig besteht, muss man in der Schwangerschaft die kranke Niere entfernen. Ist sie doppelseitig, so wird man nach meinen Erfahrungen durch eine Unterbrechung eher die Katastrophe herbeiführen als sie vermeiden!

Bei Nierenblutungen wird stets nur das Auftreten einer schweren Blutarmut gefährlich werden. Hier muss rechtzeitig eine entsprechende kausale Behandlung eingeleitet werden, dann ist die Gefahr stets zu beheben.

(Die psychischen Störungen.) Psychische Störungen sind in der Schwangerschaft nicht selten. Im allgemeinen nehmen sie aber nicht ein solches Ausmass an, dass man ernste Besorgnisse für Leben und Gesundheit der Frauen haben müsste. Die Frauen müssen sorgfältig beobachtet und mit den hervorragenden modernen Mitteln behandelt werden. Ich weise nur auf die ausgezeichnete Wirkung des Vitamin E hin, das sich nach meinen Erfahrungen gerade bei den Psychosen in der Schwangerschaft und im Wochenbett glänzend bewährt. Eine Unterbrechung der Schwangerschaft erscheint deshalb heute nicht mehr gerechtfertigt.

(Unterleibserkrankungen.) Unterleibsgeschwülste müssen unter Erhaltung der Schwangerschaft operativ entfernt werden, falls sie ein Hindernis für die Geburt bedeuten. Da eine Operation stets nötig ist, wird der Frau nichts Aussergewöhnliches zugemutet — im Gegenteil, unterbricht man, so sind sogar zwei Operationen notwendig, die Unterbrechung selbst und eine spätere Geschwulstoperation.

Bei Entzündungen im Unterleib führt eine Unterbrechung meist zu tödlicher Bauchfellentzündung. Winter berichtet über etwa 50% solcher von ihm beobachteter Fälle.

(Hindernisse an den Geburtswegen.) Man hat vorgeschlagen, eine Unterbrechung vorzunehmen, wenn die Geburt ernste Gefahren für die Gebärende durch enges Becken und Hindernisse an den weichen Geburtswegen erwarten lassen. Diese Indikation ist deshalb abzulehnen, weil man alle Gefahren durch die Vornahme eines Kaiserschnittes umgehen kann. Der Kaiserschnitt hat bei dem heutigen Stand der Technik kaum noch eine höhere Sterblichkeit als andere geburtshilfliche Eingriffe. Im allgemeinen können die Frauen nach Kaiserschnitt am 12. bis 16. Tag geheilt nach Hause entlassen werden.

*

Wir sehen aus dem eben Gesagten, wie problematisch die ganze Fragestellung der medizinischen Indikationen ist. Es ist deshalb nicht zu verwundern, dass die Stellungnahme der Aerzte von Jahr zu Jahr strenger und vor allem zurückhaltender wird.

Man beginnt allmählich allgemein einzusehen, dass diejenigen recht behalten, die grundsätzlich jede Schwangerschaftsunterbrechung ablehnen. Und ich glaube, dass dieser ablehnende Standpunkt in jeder Hinsicht gerechtfertigt erscheint. Es gibt bei Anwendung des schärfsten Masstabes — und wenn er irgendwo am Platze ist, dann ist er hier notwendig — keine Gründe

mit letzter Beweiskraft, die es uns erlauben könnten, die absolute Heiligkeit des Lebens anzutasten. Etwas Absolutes verträgt nun einmal keine Kompromisse, und wir werden uns mit dieser Tatsache abfinden müssen.» («Südwestdeutsche Union», Nr. 4, S. 7f.)

2. Das Abtreibungsgesetz vor dem Zürcher Kantonsrat

1. Eine Interpellation

Am 9. Dezember 1946 haben Kantonsrat Oberrichter Dr. Ch. Gurny (soz.) und Mitunterzeichner folgende Interpellation eingereicht:

«Die von der Direktion des Gesundheitswesens am 31. Oktober 1946 erlassene Verfügung betreffend Bezeichnung der Fachärzte im Sinne von Artikel 120 des Schweizerischen Strafgesetzbuches hat in Kreisen der Ärzteschaft und in einer weiteren Öffentlichkeit Beunruhigung hervorgerufen.

Der Regierungsrat wird ersucht, dem Kantonsrat über folgende Fragen Auskunft zu erteilen:

1. Teilt der Regierungsrat die Auffassung, dass die Befolgung der in Ziffer I der Verfügung enthaltenen Vorschrift, wonach von jedem gemäss Artikel 120 Strafgesetzbuch für die straflose Unterbrechung der Schwangerschaft abgegebenen Gutachten ein Doppel der Direktion des Gesundheitswesens zugestellt werden soll, eine ungesetzliche Verletzung des ärztlichen Berufsgeheimnisses und einen unzulässigen Eingriff in die persönliche Sphäre der betroffenen Frau bedeutet?

2. Ist der Regierungsrat bereit, die Aufhebung bzw. eine Abänderung der Verfügung der Direktion des Gesundheitswesens vom 31. Oktober 1946 im Sinne der Uebereinstimmung mit dem schweizerischen Strafgesetzbuch und mit dem Einführungsgesetz zum Strafgesetzbuch zu veranlassen?» («Die Tat», 1. Juli 1947, Nr. 178, S. 4.)

2. Die Beantwortung durch die Gesundheitsdirektion

Den Bericht über die Beantwortung der Interpellation von seiten der Regierung entnehmen wir der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 30. Juni, Blatt 8, Nr. 1274, ergänzt durch einige Angaben aus dem Bericht der «Tat» (s. o.):

«Regierungsrat Heusser beantwortet namens der Regierung die Interpellation. Im Kanton Zürich sind 124 Fachärzte zur Erstattung von Gutachten bestellt worden. Nach der Auffassung von Prof. Anders besitze der Kanton Zürich heute den zweifelhaften Ruf, dass es hier von der ganzen Schweiz am leichtesten sei, eine bestehende Schwangerschaft unterbrechen zu lassen. Die bestehenden Verhältnisse verlangten dringend nach einer Sanierung. Es fehle eine gewisse Kontrolle, die dringend nötig sei, auch wenn ein Teil der Aerzte sich dagegen sträube. Der Vorsteher des gerichtlich-medizinischen Instituts, Prof. Schwarz, bezeichnete auch seinerseits den heutigen Zustand als unbefriedigend, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Behörden bis heute keine Möglichkeit besitzen, sich in die Auswirkung des Art. 120 St. G. B. Einblick zu verschaffen. Bei Anlass der Sistierung einer gegen verschiedene Aerzte durchgeführten Strafuntersuchung wurde die Schwierigkeit des Problems von der Staatsanwaltschaft in ihrem vollen Umfang dargelegt. Diese führte aus, in den 31 in jedem Verfahren in Frage stehenden Abtreibungsfällen seien die Indikationszeugnisse einer Prüfung auf ihre Zuverlässigkeit und Seriosität hin unterzogen worden. Dabei habe sich ergeben, dass diese Zeugnisse in den meisten Fällen einen suspektiven Eindruck erweckten und als ausgesprochen liederlich, leichtfertig und unseriös bezeichnet werden müssten. In zahlreichen dieser Fälle hätten die betreffenden Frauen ins Blaue hinaus behaupten können, dass sie sich, wenn sie die Frucht austragen müssten, das Leben nehmen würden, worauf ohne weiteres ein Indikationszeugnis ausgestellt worden sei. In mehreren Fällen habe der Eindruck gewonnen werden müssen, dass den Schwängern «der gute Rat» gegeben worden sei, Selbstmordabsichten zu äussern, oder dann sei ihnen diese Ausrade wenigstens suggeriert worden. Es sei nicht zu weit gegangen, wenn man diese Art und Weise der

Begutachtung als eine Sabotage am Strafgesetz bezeichne.

Dass diese manigfaltigen Klagen über ein aufsehenerregendes Missverhältnis der auf Grund von Indikationsgutachten im Kanton Zürich gegenüber andernorts vorgenommenen Schwangerschaftsunterbrechungen nicht aus der Luft gegriffen sind, lässt sich durch Zahlen aus den Jahren 1942 bzw. 1944 beweisen.» «Die Tat» bringt diese Zahlenangaben:

	Lebendgeborene	Unterbrechungen	%
Zürich	12,432	1011	8,1
Bern	13,950	151	1,1
Aargau	5,486	27	0,5
Solothurn	3,204	16	0,5
Wallis	1,910	0	0,0
Schweden	124,921	409	0,3

Der Bericht der Gesundheitsdirektion spricht dann von den von ihr nur erwogenen (Herabsetzung der Zahl der zugelassenen Fachärzte) und von ihren getroffenen Massnahmen (vermehrte Kontrolle), von einem Rekurs namens der Gesellschaft der Aerzte des Kantons Zürich, sowie von 47 Aerzten und von einem bei Prof. Liver von der Universität Bern eingeholten juristischen Gutachten, das die Verfügung der Gesundheitsdirektion juristisch unanfechtbar erkläre.

In der Diskussion, die bei Abfassung dieses Artikels noch nicht beendet ist, plädierte ein Arzt (Dr. R. Bucher, Landesring, Zürich) nicht nur für die eugenetische und soziale Indikation, sondern für die Freigabe der Abtreibung überhaupt.

3. Die russische Erfahrung

Die Erfahrungen, die in Russland durch die Freigabe der Abtreibung seit dem Jahre 1917 gemacht wurden, müssen jeden ehrlich denkenden Menschen davon überzeugen, dass eine Freigabe der Abtreibung zum Verhängnis werden würde. In Russland mussten schon nach 3 bzw. 5 Jahren infolge der ungeheuren Zunahme der Erkrankungen und Todesfälle nach Abtreibungen Gesetze erlassen werden, die bestimmten, dass die Abtreibungen nur noch in besonders bezeichneten Krankenhäusern von Aerzten vorgenommen werden durften, ferner wurden Strafen angedroht gegen Personen, die unberechtigterweise abtrieben. Es wurden Karten für den künstlichen Abort aufgestellt und die Gründe für eine Abtreibung genau geprüft; ausserdem musste nach § 8 jede Frau aufgeklärt werden,

1. über die gesundheitlichen Nachteile der Abtreibung
2. über die mit der Operation verbundene Lebensgefahr und
3. über die Nachteile, die der Abort für das Wohlergehen der Sowjetrepublik darstelle.

Diese letzte Bestimmung muss besonders beachtet werden, da sie klar und deutlich besagt, dass die Abtreibung den Staat durch den Verlust eines neuen Menschen schädigt.

Ausserdem wurde in § 9 bestimmt, dass sämtliche Unterabteilungen des Mutter- und Säuglingsschutzes verpflichtet sind, gegen die Abtreibung zu agitieren und in Aufklärungsvorträgen, ja in Theateraufführungen den Massen die Schädlichkeit der Aborte im allgemeinen und die Gefahr der pfuscherhaften Aborte im besondern vor Augen zu führen.

Durch diese Warnung vor den Folgen der Abtreibung, wie sie in den §§ 8 und 9 ausgesprochen ist, bekommt die ganze Freigabe der Abtreibung eine sehr bedenkliche Note. Ja, sie ist für einen denkenden Menschen eigentlich ein Widerspruch in sich!

1945 wurde die Frage der Schwangerschaftsunterbrechung in Russland endgültig geregelt:

Die Kliniken, die für die Unterbrechungen zugelassen waren, sind aufgehoben worden, und heute ist der Rechtsstandpunkt in Russland etwa der gleiche wie bei uns: die Schwangerschaftsunterbrechungen sind prinzipiell verboten!

Man sollte meinen, man hätte überall allen Grund, aus den russischen Erfahrungen zu lernen und die Erkenntnis zu schöpfen, dass die Freigabe der Abtreibung ein verhängnisvoller Fehler jeder Gesetzgebung ist.

4. Zum katholischen Standpunkt

Der katholische Standpunkt lehnt den direkten Eingriff in das werdende Leben ab, weil er das schuldlose Leben unbedingt unantastbar und dessen Existenzrecht absolut gesichert wissen will. Wem diese Auffassung zu hart scheint und wer meint, dass hier das Leben der Mutter einem kalten Prinzip geopfert würde, dem möchten wir eine Ueberlegung von Franz Hürth zum Bedenken geben:

«Abgesehen davon, dass auch die Abtreibung, wie sie tatsächlich in den meisten Fällen zur Ausführung kommt, erfahrungsgemäss für die Mutter durchaus nicht ungefährlich ist, und dass ferner in der direkten Tötung der schutzlosen Frucht im Mutterleibe wenigstens ebensoviel Herzlosigkeit zum Ausdruck kommt, ist es nicht richtig, dass die Mutter ohne jeden Schutz und jede Hilfe gelassen werde. Denn steht erst einmal fest, dass das Leben der reifenden Frucht unter allen Umständen jedem direkten Eingriff entzogen ist, dass also nicht durch Unterbrechung der

Schwangerschaft der drohenden Gefahr begegnet werden kann, dann wird das ganze Können, das Streben und der Ehrgeiz der medizinischen Wissenschaft darauf gerichtet sein, andere Lösungen des vorliegenden Güterwiderstreites zu finden. Wer die staunenswerte Findigkeit, Geschicklichkeit und Energie der fortschreitenden ärztlichen Wissenschaft auch nur oberflächlich kennt, wird nicht Gefahr laufen, das Schicksal der schwangeren Mutter unwilliger Entrüstung oder stumm verzichtender Wehmut rücksichtslos zu überlassen. Wenn die Aufgabe einmal nicht mehr heisst: neue, einfachere, gefahrlosere Methoden des auf Abtreibung hinielenden ärztlichen Eingriffes ausfindig zu machen; wenn vielmehr die gesamte Aerzteschaft die direkte Unterbrechung auf der ganzen Linie ablehnt und sich für alle Fälle zum Worte Bornsteins bekennt: ‚Wir Aerzte sind nicht zum Töten da, sondern um Leben zu erhalten‘, dann kann und muss man das Vertrauen haben, dass die Medizin für weitaus die Mehrzahl der Fälle Wege und Mittel finden wird, zu helfen, ohne zu töten. Es dürfte dieses Können ein grösserer und edlerer Ruhm für die medizinische Wissenschaft werden als die heutigen Zahlen, der in den verschiedenen Kliniken im Falle medizinischer Indikation kunstgerecht, ohne alle weiteren nachteiligen Folgen ausgeführten Schwangerschaftsunterbrechungen.» («Stimmen der Zeit», 16. Bd., 1921, S. 133.)

Verbrechen der tschechischen Revolution

In der Prager Wochenschrift «Dnesek» befasst sich ein Leser mit der sog. tschechischen Mairevolution vom Jahre 1945 und charakterisiert diese wie folgt:

«Im Mai 1945 forderte unser ganzes Volk Freiheit, soziale Gerechtigkeit und Revanche. Das ganze Volk wollte die Revolution und ist daher nicht nur für ihr Entstehen, sondern auch für ihren Verlauf und Ergebnis verantwortlich. Daher gestehen wir uns männlich, dass sich nach der Befreiung eine ganze Reihe von Angehörigen unseres Volkes widerlich benommen hat, manchmal in gleicher Weise widerlich wie die Okkupanten. Die Welt weiss, dass wir eine Reihe von Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen haben. Was sie nicht weiss, erfährt sie durch das Verdienst der Deutschen, die schon jetzt zu uns Agenten aus Bayern schicken, um an Ort und Stelle Einzelheiten festzustellen.

Es muss gesagt werden, dass das Volk die Verübung solcher Taten tief bedauert, dass es sie verabscheut, weil sie nicht Ausdruck seines Geistes, seiner Tradition und seiner Nationalphilosophie sind.»

Die «Furche» (Wien) vom 5. Juli, die diese Mitteilung bringt, sagt dazu: «Man kann sich vorstellen, dass eine solche Veröffentlichung in einem Prager tschechischen Blatte Mut erfordert, viel Mut sogar.» Die «Furche» fährt fort: «Und sie entspricht der Wahrheit. Uns liegen die Aussagen namhafter österreichischer Zeugen vor, welche die Schrecknisse jener Prager Maitage miterlebt haben. Sie schildern, wie zu denselben Stunden, da am Wenzelsplatz und anderwärts grauenhafte Massaker eines entmenschten Pöbels gegen Deutsche stattfanden, in den nächsten Strassen sich Akte echter Menschenfreundlichkeit und rettender Hilfe gegenüber Sudetendeutschen und Oesterreichern von Leuten mitten aus dem tschechischen Volk ereigneten, und dass viele ihren Abscheu gegen die von ihren Volksgenossen verübten Untaten ebenso entrüstet bekundeten, wie es viele Oesterreicher und Deutsche gegenüber den Barbareien der SS und der Gestapo getan hatten.»

Aus der nämlichen Wochenschrift vom 19. März 1947 bringen wir die Uebersetzung eines Artikels von Prof. Dr. Jan Bělehrádek: «Das Konzentrationslager von Kolín». Unser Uebersetzer bemerkt brieflich dazu: «Der Autor Prof. Dr. Jan Bělehrádek ist der Rektor der Prager Universität. Das Blatt «Dnesek» («Heute») ist das Organ des bekannten

tschechischen Publizisten Ferdinand Peroutka, persönlichen Freundes des alten Masaryk, Beneš . . . kurz, wie man bei uns sagte, des «Burg»-Kreises. Die Revue «Dnesek» ist heute die von den Kommunisten am allermeisten angefeindete; vom katholischen Standpunkt aus ist sie nicht immer zu akzeptieren, weder in der slowakischen Frage noch in der Schulfrage noch in ihren Ansichten über tschechische Geschichtsauffassung.»

Das, was in der Presse und im Parlament über die im Koliner Konzentrationslager nach der Revolution verübten Grausamkeiten herausgekommen ist, gibt mir Gelegenheit, Einzelheiten zu veröffentlichen, die sich auf einen bestimmten Fall beziehen. Es geht um den Arzt Dr. X., der sich während des gesamten Krieges als anständiger Tscheche, Anhänger Masaryks und Sozialist erwies, aus einer guten fortschrittlichen Familie. Er hat mich während einer längeren Zeit im Kriege gemeinsam mit anderen Aerzten vor der Gestapo mit fingierten Krankheitszeugnissen gedeckt, er hat mir im Sanatorium geheime Zusammenkünfte ermöglicht, er hat mit mir in seiner Wohnung fremdes Radio gehört. Er hat ein erfolgreiches, volkstümliches Büchlein aus dem Gebiet sozialer Medizin herausgegeben. Wie er angibt, wurde er bald nach dem Umsturz verhaftet, weil er angeblich «ein Hakenkreuz» getragen habe. Er kam zuerst nach Zásmuky, worauf er ins Koliner Lager überführt wurde. Der ganze Vorgang spielte sich immer an derselben Stelle ab, wo ein verachtungswürdiger Medizinstudent viele einflussreiche Freunde unter den damaligen revolutionären Lokalgrössen hatte. Dr. X. ist heute Primarius eines grossen Institutes und hat immer noch Angst, dass ihm jemand aus der Gruppe aus Rache ein Stückchen aufspielen könnte.

Als er bereits entlassen war, besuchten ihn Mitglieder des SNB in seinem neuen Wirkungskreise und drohten ihm, er sei zu Unrecht entlassen worden. Ich habe ihn aufgefordert, eine Strafanzeige zu machen. Dies hat er unterlassen, weil er sich fürchtete. Der Mediziner beendet im Rahmen der Studier erleichterungen rasch die Rigorosen und meldete sich zur Promotion. Ich wollte sie als damaliger Rektor hinausschieben, solange nicht die Disziplinaruntersuchung wegen Verdacht falscher Anzeige aus Rache durchgeführt sei, aber da der Dekan nichts Schriftliches in der Hand hatte, führten wir die Promotion durch. Ausserdem bezieht sich auf den Herrn Doktor das Nachlassdekret

und er ist in jedem Falle straflos. (Die Gattin des Dr. X. dagegen, die im Zustand fortgeschrittener Schwangerschaft war, als sich die Sache zutrug, und die ohne Rücksicht auf ihren Zustand von Pontius zu Pilatus lief, um ihren Mann zu retten, befindet sich nun in Kur nach einer schweren Lungentuberkulose.)

Aus den Briefen um diesen Fall herum hebe ich hervor:

Brief von Frau X., 30. 6. 45: «Ich bin krank. Die Untersuchung des Falles meines Mannes dauert schrecklich lange — er war ja bis jetzt noch nicht beim Verhör. Ich habe ein Gespräch mit ihm durchgesetzt und bin erschrocken, wie er nach 14 Tagen Haft aussah. Es ist ihm gelungen, mir dieses Zettelchen für Sie in die Hand zu drücken, das ich beilege. Er hat es die ganzen Tage bei sich getragen. Entschuldigen Sie, dass wir Sie so sehr belästigen. Aber Sie sind unsere einzige Hoffnung... Der Advokat Dr. P. (ex officio) ... ist überzeugt, dass mein Mann wegen der deutlichen persönlichen Färbung des ganzen Falles gar nicht vor das Volksgericht kommt..., die heilige Sache der neuen Republik ist zu niedrigen, persönlichen Zielen missbraucht worden...»

Der Zettel von Dr. X.: «Kolin, 22. 6. 45. — Magnifizenz, Knüttelhebe schmerzen sehr, besonders wenn sie vom eigenen Volke kommen. Bitte um Hilfe, weg von hier. Wozu das alles? Ich habe mich aus allen meinen Kräften für dieses unser Volk abgerackert und dafür haben sie mir das Rückgrat beschädigt. Können mir nicht die Nationalausschüsse helfen, wo ich während des Krieges tätig gewesen bin? Sollen sie meine Auslieferung verlangen. Wo ist meine Frau? Vielleicht gebiert sie gerade unter Schmerzen und ruft nach mir. Entschuldigen Sie, dass ich Sie damit belästige. Verzeihen Sie einem flehenden Bettler. Ich will Dr. C., den Direktor des hiesigen Krankenhauses bitten, dass er Ihnen diesen Zettel schickt...»

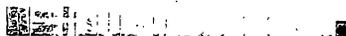
Der Vater des Gefangenen besuchte mich. Er war in Kolin gewesen, war heimlich rund ums Lager geschlichen und hatte seinen Sohn durch ein Loch im Bretterzaun gesehen, wie er mit einigen anderen in der prallen Sonne dastand, wortlos und ohne sich zu rühren, mit unbedecktem Haupt, sichtlich zur Strafe, ohne zu wissen, dass er bemerkt werde.

Aus dem Briefe des Vaters des Gefangenen, 27. 7. 1945: «Das Kolinier Internierungslager wird allen, die es verlassen, in Erinnerung bleiben als ein Ort des Schreckens, der kaum sehr hinter den Konzentrationslagern der SS zurücksteht. Ich weiss nicht, ob ich es wagen kann, niederzuschreiben, was mein Sohn auf einem Kassiber von dieser Woche schreibt: „Am 22. ds. ging's auf Arbeit nach B. H. Auch mein Kollege und Mitwohner, Häftling Dr. K. Dort arbeiteten etwa 100 Internierte. Abends als sie zurückkamen, fehlten zwei. Sie waren davongelaufen. Alle, die zurückkamen, wurden dafür bestraft: sie mussten die ganze Nacht draussen Habtacht stehen und wurden früh wieder zur Arbeit kommandiert. Unter ihnen Dr. K. Wehe denen, die weggelaufen sind. Wenn sie sie erwischen, droht ihnen der Tod durch Erschlagenwerden, wie das schon in einem Fall geschehen ist. Der Wiedereingefangene war vom Mittagessen bis zum Abend in einem einzigen Trommelfeuer von Fusstritten, Peitschenschlägen, Knüttelschlägen usw. Zeitweise musste er mit dem Gesicht zur Erde liegen, wobei man ihm das Gesicht mit Fusstritten tiefer in den kotigen Boden drückte. Abends wurde er gekreuzigt — an den Händen aufgehängt — und ich sollte bei ihm Nachtdienst haben. Er jammerte und bat mich, er möchte trinken, er habe Durst. Ich durfte und konnte nicht mehr, als ihm raten, die Regentropfen aufzufangen, da es gerade zu regnen begann. Ich war so ermattet und abgequält, dass ich auch in dieser Situation statt Dienst zu halten, fest einschliefe. Die Sache rettete Dr. K., der einfach an meiner statt wachte und ärztliche Untersuchungen abhielt... Unser Gekreuzigter starb am nächsten Tag. Sichtlich war er nach dem Dekret des Präsidenten der Republik nicht schuldig... Mit Dr. K. stand in der Nacht draussen auch Dr. S... Er ist schon 70 Jahre alt und hat beide Füsse entsetzlich angeschwollen: er ist einer von den 10—20 % der hier Internierten, denen aus Hunger Geschwülste entstehen. Die Geschwülste werden rasch zu Geschwüren, dann kommt Sepsis oder Blutung hinzu. — Dr. K. und Dr. S. gehören zur Gruppe der nur leichten ‚Verbrecher‘ wie ich... Eine Sache wird meinen Sohn trösten, wenn er wieder in Freiheit sein wird: gerade in diesen Tagen

ist sein Buch auf den Markt gekommen, eine Neuerscheinung, die Buchhandlungen haben sie in den Auslagen... Ironie!»

Aus einem weiteren Briefe von Dr. X. (ohne Datum): «Hier ist das eine Lager vom Typ ‚Vernichtungslager‘. Vernichtungslager Kolin. Schon vier Wochen lang ist hier niemand entlassen worden, nur Tote kamen hinaus. Die Kranken- und Totenziffern steigen geometrisch. Neuerlich gibt es hier eine Epidemie von fiebrigen Wasserdurchfällen mit Blut — vielleicht Dysenterie. Wir lassen sie ohne bakteriologische Untersuchung und ohne Hilfe, die wirklich einen Sinn hätte. Der Arzt muss für alles garantieren... Sonntag habe ich 138 Fälle festgestellt. Und habe grundlos wieder eine Strafe bekommen. Den ganzen Tag stand ich Habtacht in der Sonne, mit ungedecktem Haupt, hungrig und durstig. Dr. K. stand auch. Er bekam 38,5° Fieber und wurde nach einem halben Tag abberufen. Mir schwoll der Fuss durch das ganztägige Stehen an (Anmerkung: Dr. X. litt an Hüfttuberkulose). Unlängst musste ich mich wieder im Laufe einer halben Stunde 60 mal auf die Erde werfen. Ich verletzte mich an den Knien und im Gesicht. Der Grund? Nun, es habe in Aussig a. E. Unruhen gegeben, also musste ich dafür leiden. Die Mehrzahl der übrigen erlitt deswegen viel ärgere Strafen: Peitschenhiebe, Faustschläge, Schläge mit dem Revolver auf den Kopf, Fusstritte — einer verschied unter den Schlägen. Samstag kam Dr. W., um den Fall amtlich zu untersuchen. Er sprach mit mir unter vier Augen. Natürlich, da ich just in der Löwengrube war, konnte ich über die Löwen nur sagen, dass sie Lämmer seien... Hier im Lager ist auch ein Kollege Psychiater interniert und dieser hat bei dem Geschöpf, in dessen Gewalt wir uns befinden, folgende Symptome konstatiert: Moral insanity, seelische Minderentwicklung, Sadismus, Cäsaromanie, wie auch der gefürchtete häufige Raptus (Anmerkung: Angriff auf einen Menschen in der Wut und mit der Absicht, ihn zu töten)... Wir bekommen täglich etwa 900 Kalorien zu essen, aber bei der schweren Arbeit verbrauchen wir 3000—4000. Die Vernichtung ist also unausweichlich. Es gibt eine menschliche Kultur und eine Bazillenkultur: genau solch ein Unterschied herrscht zwischen dem Leben in der Aera Masaryks und dem Leben hier. Der Mensch, dessen Tod Dr. W. untersuchen gekommen ist, hatte drei Millionen im Besitz. Wäre er verurteilt worden, so könnte der Staat um drei Millionen reicher sein. So aber bekommt dieses Vermögen rechtsgültig seine Gattin. Vertritt das Lager die Interessen des Staates?»

Ein anderer Brief Dr. X.'s aus dem Lager: «10. 8. 1945... Diese Woche wurde niemand entlassen, obgleich unser hier etwa 80 % sind, die laut dem Dekret des Präsidenten überhaupt nicht vors Volksgericht kommen... Einige sind nur wenige Tage hier und werden gleich zum Verhör gerufen. Aber 50 % waren überhaupt noch nicht beim Verhör. Auch ich bin unter diesen... Es ist eine Aufforderung eingelangt, dass sich alle melden sollen, die noch nicht beim Verhör waren... Und ich bitte alle, droht niemandem meinetwegen, ihr würdet mein Los nur verschlimmern, lieber betet und bittet und nicht nur Gott... Meine Kräfte nehmen ab, ich falle von Zeit zu Zeit unter der Last des Kreuzes, das ich schleppe. Dann kommen wieder klarere Momente und ich kann schreiben. Von Zeit zu Zeit verlässt mich das Gedächtnis. Fieber habe ich nicht. Meine Füße sind nicht geschwollen, während schon bei mehr als 10 % der Besatzung (wir sind hier 700 Menschen) sich starke Geschwülste an den Unterschenkeln zeigen. Der Grund ist die unzureichende Ernährung... Zur Arbeit wird um halb 5 Uhr morgens aufgestanden und von der Arbeit kommt man um 6 Uhr abends zurück. Ich als Arzt muss von 5 Uhr früh bis 10 Uhr abends arbeiten und werde ausserdem nachts regelmässig aufgeweckt. So viel Elend ringsum. Auch die stärksten Kerle schämen sich nicht, laut zu weinen wie die Kinder. Auch ich — und dabei muss ich daneben doch noch die anderen trösten... Die Haut ist gesund, keine Läuse, kein Ausschlag wie bei anderen. Die entzündeten Geschwüre sind verheilt und die Blutunterlaufungen auch, die ich am ganzen Körper hatte von den Schlägen mit dem Knüttel (nicht etwa wegen Verletzung der Lagerdisziplin, sondern aus sadistischem bösem Willen) — und auch die Rippen tun mir nicht mehr weh...»



Unser Gefangener wurde nach zwei Monaten entlassen und die Untersuchung gegen ihn wurde auf freiem Fuss weitergeführt. Damit die Analogie mit der Gestapo noch vollkommener sei, musste er unterschreiben, er werde nicht verraten, wie man mit ihm umgegangen sei. Es dauerte also lange, ehe die Interventionen seiner Freunde Erfolg hatten. Ich selbst habe für ihn und für menschliche Behandlung der Gefangenen überhaupt schon im August 1945 bei dem damaligen Justizminister Dr. Stransky interveniert, der mich an den Innenminister Nosek verwies. Ich schilderte, was ich auch bezüglich der Gesundheitsverhältnisse in den Lagern wusste, und erbot mich, einen ärztlichen Aufsichtsdienst aus politisch vertrauenswürdigen Aerzten zu organisieren. Dazu kam es nicht. Ich hatte den Eindruck, dass damals auch die Minister gegenüber dem bösen Willen der «Losgelassenen» zu schwach waren, aber man versicherte mir, ein jeder solcher Vorfall werde ordentlich untersucht werden. Innenminister Nosek teilte mir mit, dass er schon die Leitung eines anderen Lagers wegen ähnlicher Vergehen suspendiert habe und dass er Evidenzen von den übrigen Lagern sammle. Der Bezirks-Nationalausschuss in Kolin war nicht imstande, auf der Stelle einzugreifen, obwohl sich zahlreiche seiner Mitglieder darum bemühten und zugerufen dazu beitrugen, dass die Unschuldigen befreit wurden. Wahrscheinlich werden sich manche Leute darüber ärgern, dass ich Dinge veröffentliche, die sich schon vor zwei Jahren zutragen und sowieso Gegenstand einer Untersuchung, die sich «ordentlich» nennt, sind oder waren. Vielleicht wird mir jemand vorwerfen, dass einige von den Schuldigen tot sind und dass es sinnlos sei, von ihrer Schuld zu schreiben. Das Sprichwort «De mortuis nil nisi bene» gilt hier gewiss nicht: Es geht hier um mehr als einen Fall und es geht nicht darum, dass das Individuum X dafür bestraft werde, dass es seine amtliche Macht gegenüber dem Individuum Y missbraucht habe. Es geht um die kollektive Verantwortlichkeit. Es geht darum, dass wir deutlich bekennen, nicht mit der Bestialität und der Gewalt übereinzustimmen und dass wir es ablehnen, zu gestatten, dass solche Dinge rechtens und im Namen des Volkes geschehen seien. Mit dem guten Namen des Volkes dürfen Exzesse dessen, was sich gerne das Recht der Revolution nennt und was in Wirklichkeit das grausamste Unrecht ist, nicht gedeckt werden: keine Revolution,

die ein Programm für eine bessere Menschheit und eine vollkommener Menschlichkeit hat, dürfte sich hinter ein solches Unrecht stellen. Der Vorwurf, wir breiteten scheussliche Dinge aus und machten uns nur Schande vor dem Ausland und vor uns selbst, ist falsch. Wir und das Ausland wissen von diesen Dingen und es ist gut für uns und für das Ausland, wenn wir uns ohne Umschweife sagen, dass wir mit Bestialitäten nicht einverstanden sind. Wenn wir in den deutschen Konzentrationslagern Demütigungen und Bestialitäten ertrugen, so stärkte uns der alleinige Glaube an die Gerechtigkeit. Wir wussten, die bessere und grössere Hälfte der Welt ist auf unserer Seite, sie wird dem Unrecht ein Ende machen und die Vergeltung ins Werk setzen. Das gleiche gilt von jenen unter uns, die unschuldig Demütigung und Bestialität seitens tschechischer Häscher erduldeten. Auch sie waren gestärkt durch den Glauben an die Gerechtigkeit — diese ist nur eine, kann nur eine sein. Wird sie nicht wenigstens nachträglich verkündet und mit einer Verspätung, deren Gründe einzig in der Entwicklung unserer Kollektivgefühle liegen, dann wird das Uebel nach der Revolution vollendet und durch die Nation geweiht. Daher ist es notwendig, über diese Vorfälle zu sprechen.

Ich war anwesend, als im Parlament die Möglichkeit legalisiert wurde, dass solche Verbrechen, während der Revolution begangen, straflos bleiben. Ich schäme mich deswegen und ich bin nicht allein. Ich habe nur die eine Entschuldigung, dass der Staub der Revolution sich nur langsam gesetzt und, lange uns allen die Augen getrübt hat. In Wirklichkeit darf sich Straflosigkeit nicht auf Bestialität, an Unschuldigen verübt, beziehen — über die Behandlung der Schuldigen müsste man besonders sprechen, ohne natürlich alles billigen zu können, wie mit ihnen vorgegangen worden ist. Aber dieser Teil des Problems hat im Rahmen einer Revolution eine etwas andere Psychologie. Aber kein Gerechter kann sich dagegen stellen, dass wir unser Wohlwollen gegenüber denen revidieren, die damals ihren niedrigsten Trieben freien Lauf gelassen haben — und denen gegenüber, die ihnen Beifall klatschten.

*

Und damit kein Irrtum entstehe, wie er heute üblich ist, dass dieser Artikel gegen die Kommunisten gerichtet sei: Dr. X. ist Kommunist und hat eine Funktion in der Partei.

Herausgeber:

Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich, Auf der Mauer 13. — Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Abonnementspreise:

Schweiz: Jährlich Fr. 9.40 — halbjährlich Fr. 4.90 — vierteljährlich Fr. 2.50 — Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842.
Deutschland: vorläufig suspendiert.

Frankreich: Ab 1. Juli: jährlich Ffr. 280 — halbjährlich Ffr. 150. Einzahlungen an Editions Salvator, Porte de Miroir, Mulhouse, Tél. 14—24, Compte Chèques Postaux: Strasbourg 10.218.

Luxembourg-Belgien: Jährlich Lfr. 120 — halbjährlich Lfr. 65. Einzahlungen an Central du Livre Clees-Meunier, 15, rue Elisabeth, Telephone 6681, Postcheckkonto 5390.

Oesterreich: Jährlich S. 15 — halbjährlich S. 8. — Einzahlungen für: Steiermark, Kärnten, Salzburg, Vorarlberg, Tirol: P. Klinger, Graz I, Postfach 160; Fernruf: Gratwein 21. Postcheckkonto: Wien 61.606. — Wien, Nieder- und Oberösterreich: Verlag Herder, Wien, I., Wollzeile 33. Fernruf R 26—0—08.

*Würden Sie uns nicht helfen, die **ORIENTIERUNG** noch besser auszubauen?*

Aber wie? Ganz einfach dadurch, dass Sie uns in Ihrem Bekanntenkreis einen neuen Abonnenten gewinnen. Sollte das nicht möglich sein, dann bitten wir Sie, uns wenigstens einige Adressen zu vermitteln, denen wir mit einiger Aussicht auf Erfolg Probeexemplare zustellen können. Dürfen wir auf Ihre Hilfe rechnen?

Besten Dank: die «**ORIENTIERUNG**»